

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kleine Reise in die grosse Welt

BiOX-Aktiengesellschaft

Mannheim, 1950

[Text und Sammelbilder]

[urn:nbn:de:bsz:31-362297](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-362297)



IN junger Herr von vielleicht achtzehn Jahren, einen Fernstecher und Rucksack umgehängt, und ein zierliches Mädchen, wohl eine Fünfzehnjährige, das Reisekofferchen in der Rechten, stehen in der Halle des Bremer Hauptbahnhofes und studieren, gedrängt zwischen anderen, die Abfahrt der Züge. Manchmal sehen sie zur Sperre; dort steht der Vater und spricht mit einem müde und abgezehrt aussehenden Mann; anscheinend ist er ein Rückkehrer aus dem Osten.

Die Geschwister haben alle Ursache, in glücklicher Erregung zu sein. Peter hat sein Abitur hinter sich, und nun nimmt der Vater die Kinder zu einer weiten Reise durch Deutschland bis hinunter nach Oberbayern mit. In Mittenwald wollen sie zur Erholung bleiben. Es ist bereits dunkel draußen. Man ist absichtlich frühzeitig von Hause fortgegangen, um das Leben und Treiben des abendlichen Bahnhofs zu beobachten. Da außerdem gleich die erste Strecke nach Frankfurt am Main eine Nachtfahrt ist, soll auch noch ein kleiner Imbiß im Speisesaal eingenommen werden.

„Sieh mal“, deutet das Mädchen auf den Fahrplan, „da stehen überall ganz klein gedruckt die Anschlüsse ins Ausland. Hier Paris, dort Basel gleich dreimal.“ — „Ja“, erwidert der Bruder, „ich habe es auch schon gesehen. Es müßte wunderbar sein, einmal fremde Länder zu sehen; wirklich zu sehen, nicht nur in der Schule davon zu hören oder darüber zu lesen. Aber komm, wir wollen nicht undankbar sein. Unsere Reise ist auch schon ein Stückchen Welt.“

Die beiden gehen zum Vater zurück, einem Mann mit klugem, gereiften Gesicht und sicherer Haltung. Man sieht ihm den Mann an, der weit gereist ist, Erfahrungen und Erfolge hat und sich einen klaren Überblick bewahrte. „Denkt euch“, empfängt er die beiden, „gerade hier treffe ich einen alten Kriegskameraden, der jetzt erst nach Hause kommt. Das also sind meine beiden“, fährt er vorstellend fort, „Peter, mein Ältester und Nachfolger in der Firma, und Erika, eine über alle Maßen neugierige junge Dame. Sie kann sogar schon Schreibmaschine.“

Der Bahnhof ist vom Getöse und Donnern der Züge erfüllt, von jenem Stimmengewirr der eiligen Reisenden, das für die Jugend schon die ganze Vorfreude auf die Reise in sich birgt. Der Vater und sein Freund unterhalten sich eingehend über

Persönliches. „Habt ihr die Züge herausgefunden?“ wendet er sich jetzt an die Kinder. „Wie ist es mit dir, Erika? Frauen sollen ja vor Kursbüchern und amtlichen Bekanntmachungen noch immer ein kleines bißchen Angst haben, wie? Ich entsinne mich noch, wie ich als Junge von erst zehn Jahren lernen mußte, das Kursbuch zu lesen. Es war im Anfang recht schwer, aber unser alter Buchhalter half mir dabei. Später stellte ich für alle unsere Reisenden die Fahrpläne zusammen und war sehr stolz darauf. Ich kam mir dann immer selbst wie ein Weltreisender vor.“ „Erika ist unzufrieden“, wirft der Bruder ein, „sie hat auf der Abfahrtstafel die Anschlüsse nach Paris, Basel und Wien gesehen und möchte nun auch durchaus ins Ausland.“ Der Vater ist offensichtlich gar nicht verwundert über solche Ansprüche. „Ich kann euch jetzt nur erst Deutschland zeigen. Später wird auch das andere wieder möglich sein. Aber seht euch nur überall um, hört zu, wenn andere erzählen, und ihr werdet auf dieser unserer Deutschlandreise sehr viel über das Ausland erfahren. Immer fragt, ihr müßt viel fragen. Die anderen haben wahrscheinlich nicht immer Lust, zu antworten; aber vielen Menschen macht es Freude, aus ihren Erinnerungen erzählen zu können. Denkt nur, wie gut ihr es gegenüber den Reiselustigen früherer Zeiten habt. Zeitschriften und Zeitungen, Prospekte, Reiseschilderungen, der Rundfunk und der Film tragen euch unablässig Eindrücke aus fernen Ländern zu. Ob Goethe das wohl ahnte, als er Faust seufzen ließ: „Oh, wäre doch ein Zaubermantel mein und trüg' mich in die fernsten Länder!“ „Und die Museen, Vater“, wirft das Töchterchen ein. „Sehr richtig, mein Kind. Ihr werdet staunen, was ich euch in Frankfurt und vor allem in München alles zeigen kann.“ Der Heimkehrer hat erstaunt zugehört. Als man im Speisesaal sitzt, wird er gesprächiger. „Sie interessieren sich sehr für das Ausland?“ fragt er den Abiturienten. Der nickt. „Vater sagt immer, ein Kaufmann muß die Welt kennen.“ — „Das stimmt zweifellos. Ich habe auch etwas von der ‚Welt‘ kennengelernt, wenn auch nur als Soldat und später in der Gefangenschaft. Da sieht man zwar nicht viel und hat auch nicht immer den rechten Sinn dafür, das Gesehene richtig zu verarbeiten. Aber ich besinne mich noch recht gut auf Reval, das heutige Tallin. Dort war ich lange stationiert und habe einen tiefen Eindruck davon bekommen.“



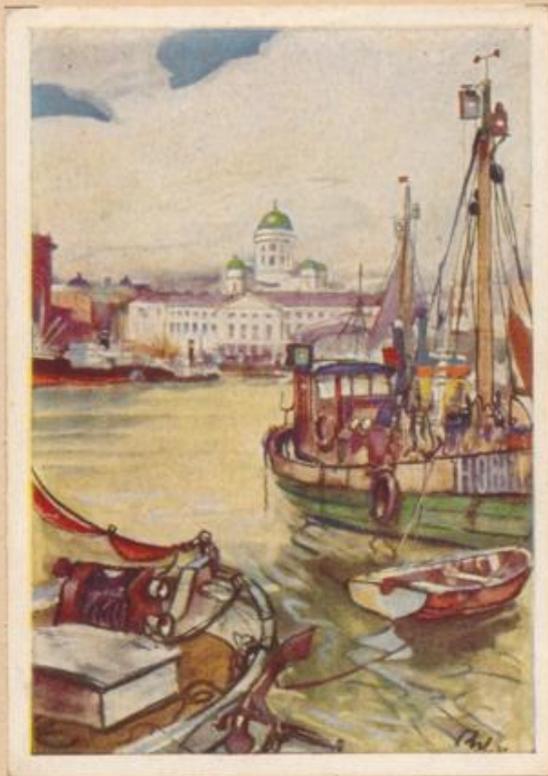
Reval

„Reval“, besinnt sich Peter. „Dort steht doch eine Ordensburg.“ „Natürlich, Peter“, mischt sich der Vater ein. „Bis zum Finnischen Meerbusen hat der Deutsche Orden kolonisiert. Was hier der Ritter und vor allem als Kolonisator der deutsche Bauer geleistet hat, das ist auch heute noch ein Ruhm für unser Volk. Wenn viele es jetzt auch nicht mehr wahrhaben wollen, so wollen wir es doch behalten. ‚Gen Ostland wölln wi riden‘, sang man damals in West- und in Süddeutschland.“

Nicht nur mit den Waffen in der Hand, sondern mit dem Pflug haben wir den Boden dort oben erobert. Die Burg in Reval, mein Freund wird es Euch bestätigen, ist ein gewaltiges, stolzes Bauwerk, uneinnehmbar für damalige Verhältnisse. Iwan der Schreckliche ließ sie von seinem Heer vergeblich belagern. Übrigens wurde die Stadt Reval in ihrer ganzen Geschichte nur einmal im Sturm genommen.“ „Es sieht jetzt vieles anders aus“, meint der Freund des Vaters. „Alles ist modernisiert, dafür aber auch ärmer, und dahinter die unendliche russische Ebene. Dennoch erwecken die Lage der Stadt und ihre scharfe frische Luft die Erinnerung an ferne Küstenstädte, die gleich Reval unmittelbar an der Meeresküste liegen. Der ungewöhnlich lichte Himmel, der sich an vielen Tagen des Jahres über

Reval wölbt, und der aufragende Domberg mit seinen steilen Hängen und altersgrauen Mauern aus Kalkstein läßt einen vergessen, daß Reval nördlicher als Stockholm und östlicher als Lemberg liegt. Die Luft dort oben hat mich oft an Finnland erinnert, wo ich vor dem Kriege häufig war.“

Nie werde ich die Stimmung vergessen, die die unendlich scheinenden Birkenwälder und die schweigenden, wie verzaubert daliegenden Seen dem Reisenden vermitteln. Und dazu die unvorstellbare Gastfreundschaft der Finnen, für die es eine Selbstverständlichkeit ist, dem um Obdach bittenden Fremden den besten Raum in ihren einfachen aber blitzsauberen Holzhäusern zur Verfügung zu stellen. Ich kann mich auch nicht entsinnen, Schlösser an den Haustüren gesehen zu haben; eine Feststellung übrigens, die ich während des Krieges in Rußland wiederholen konnte, soweit sich meine Beobachtungen auf dörfliche Gemeinschaften beziehen. In größeren Städten sieht es wohl anders aus. Ja, die Finnen, sie sind ehrlich und vertrauen. Aber wehe, wenn man sie enttäuscht. Wie bei uns ein Junge zur Einsegnung eine Taschenuhr bekommt, so erhält der junge Finne das bekannte, feststehende Finnenmesser, mit dem er sehr gut umzugehen versteht. Ein Volk, das in seiner Zähigkeit und



Helsinki

Ausdauer im Kampf um seine nationale Freiheit und Selbständigkeit beispielhaft ist. Erst kämpfte es sechshundert Jahre lang gegen die schwedische Herrschaft und jetzt muß es sich gegen die russischen Ansprüche zur Wehr setzen. Auf alle Fälle ein interessantes Volk, man sollte sich viel mehr mit seiner Geschichte beschäftigen. Am interessantesten ist vielleicht die Tatsache, daß seine Sprache keine Verbindung zum lateinischen oder indogermanischen Sprachstamm hat, sondern mit der türkischen und ungarischen Sprache verwandt ist."

"Apropos, Sprache. Deutsch hört man in Reval wohl gar nicht mehr?", fragt der Vater.

"Gott bewahre. Nur Estnisch und Russisch. Seit 1904 steht das Land unter autonomer, estnischer Verwaltung." Die Kinder sehen nachdenklich vor sich hin. Man sieht es auf Peters offenem Gesicht, welche Gedanken ihn bewegen. "Rußland",



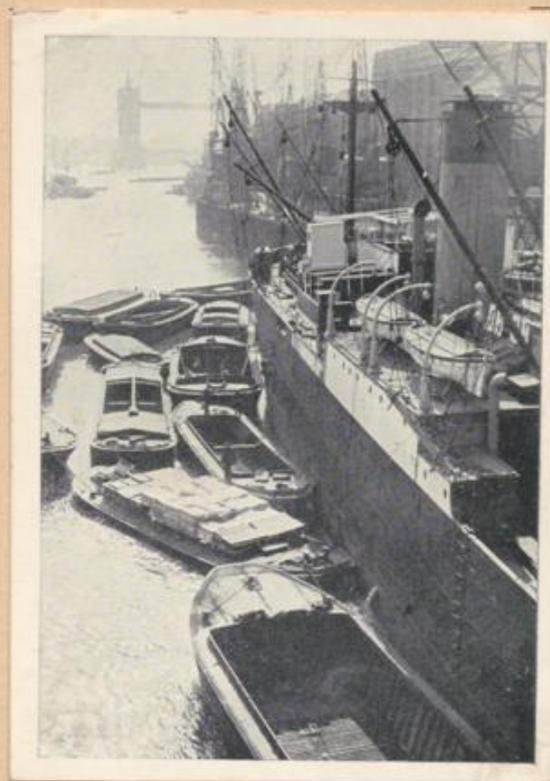
Moskau

fährt er plötzlich auf. „Ich kann mir nicht helfen, es bleibt für uns doch ein Geheimnis. Erinnerst du dich, Vater, an den schönen alten Stich vom Kreml in deinem Buch über russische Geschichte?“

„Doch, ich weiß. Moskau, die Stadt der Kirchen und Ikonen. Nun, wir müssen warten, wie sich dieses riesige Land entwickelt. Mit Prophezeihungen ist da nichts getan.“

Die kleine Gesellschaft sitzt still da. Schließlich erhebt sich der Heimkehrer, um zu seinem Zug zu gehen. Der Vater begleitet ihn. Als er zurückkommt, sitzt bei den jungen Leuten ein Herr mit vergnügtem, braungebranntem Gesicht. Es ist ein Schiffsarzt und alter Freund der Familie, über dessen lustige Geschichten sich die Geschwister schon oft gefreut haben. Auch heute erwarten sie von dem weitgereisten Mann etwas Neues. Nachdem er mit dem Vater die schwierige Lage der Schifffahrt und damit seine eigene besprochen hat, wendet er sich an das Mädchen. „Ich will mein Gepäck versichern, kommst du mit, Erika? Ich komme soeben von London und muß dir doch einige Neuigkeiten erzählen.“ „Von London? Oh, fein“, jubelt das Mädchen und hängt sich bei seinem großen Freunde ein. Vergnügt schwatzend gehen die beiden durch den Bahnhof. „Du mußt wissen, Erika, es ist nicht mehr so schwer, nach London zu kommen. Du bist ja eine Leseratte und hast in eurer Zeitung sicherlich schon viele Berichte über diese Riesenstadt gelesen.“

Das Mädchen nickt begeistert. „Ich liebe London, das weißt du“, fährt der Arzt fort, „und es ist gut, daß dein Vater mich nicht hört. Er behauptet immer, ich sei befangen. Weißt du, über die Vorliebe vieler Deutscher für diese Stadt kann man streiten. Das ist aber keine Schwär-



London

merci; die Stadt ist eben einmalig. Ich brauche dir ja wohl nichts von den bekannten Dingen zu erzählen, vom Tower, London-Bridge und dem Buckingham Palace. Das alles steht ja in eurem Lesebuch und außerdem findest du es in jedem Reiseprospekt. Aber der Hafen, Erika. Auch wenn du schon viel von ihm gelesen hast, man muß ihn erleben. Unbestritten der größte Hafen unseres Kontinents, eine ganze Stadt für sich. Das ist ein Gewirr, ein Lärm, Ströme von fremdländischen und englischen Menschen, alle Laute der Welt schwirren durch die Nebelluft. Wenn du dich da verlierst — da braucht man dann wirklich Scotland Yard und einen Sherlock Holmes. Es ist mir gerade dieses Mal begreiflich geworden, warum in England so vorzügliche Kriminalromane entstanden. Allein dieser Hafen von London ist eine einzigartige Szenerie.

„Ist London eigentlich schön?“ fragt Erika. „Schön? Wenn du ankommst, ist alles grau in grau. Du meinst, die Stadt hätte überhaupt keine Farben. Aber wenn du einmal an einem Sommernachmittag an den oberen Ufern der Themse gestanden hast, dort, wo der Maler William Turner sein Haus hatte ... Merk ihn dir, Kind, er war Englands größter Maler und einer der bedeutendsten in ganz Europa —, dann wirst du die Londoner Atmosphäre verstehen und den Silberglanz, den sie über alles breitet. Du wirst auf einmal gar keine so große Lust mehr haben, in dem bekannten und hundertmal beschriebenen Hyde Park spazieren zu gehen, du machst dich auf und suchst das unbekannte London. Und da wirst du Wunder finden. Da stehst du plötzlich mitten unter den alten Häusern, die die große Feuersbrunst von 1648 übriggelassen hat. Hinter ihnen sind winzige Gärten. Du sitzt abgeschieden darin, es ist still in der Luft, und du hast vergessen, daß nur fünfzig Schritt davon der Verkehr der Weltstadt brandet. Weißt du, was für mich immer das Schönste ist? Etwas ganz Ausgefallenes. Du kommst von Holborn und gehst über Smithfield, einen weiten Platz, um den jetzt lauter Markthallen stehen — dort wurden übrigens unter Maria der Blutigen die Ketzer verbrannt, Englands Geschichte weist sehr grausame Kapitel auf — gehst auf ein altes Haus zu, durch seine kleine Toreinfahrt und stehst auf einmal vor einer alten Kirche mit einem schweigsamen Friedhof. Das ist St. Bartholomew the Great, eine uralte Kirche in rein normannischem Stil. Du weißt ja, daß die Normannen im elften Jahrhundert die britischen Inseln unter Wilhelm dem Eroberer erstürmten und ihr Blut mit dem der eingesessenen Sachsen und Kelten mischten. Und daß diese selben Normannen ein stolzes Reich in Sizilien aufrichteten und alle Meere beherrschten. Diese kleine Kirche würde dich ganz heimatlich anmuten. In der Kaiserpfalz in Gelnhausen findest du denselben Stil und besonders bei den Staufens-

schlossern in Süditalien. Die normannische Architektur beeinflusste eine Zeitlang das ganze ritterliche Abendland. Aber du wirst weitergehen wollen, du stößt auf das große Schloß Hampton Court, in dem Heinrich VIII. — du weißt doch, der mit den sechs Frauen — viel gelebt hat, und in dem er Anna Boleyn enthaupten ließ, wirst in seinen bezaubernden Parkanlagen herumlaufen und den großen Irrgarten bestaunen, aus dem man ohne Führer wirklich nicht herausfindet. Oder du gehst nach Kew Gardens, einem unwahrscheinlich reichhaltigen botanischen Garten, nach Whippsnade, dem Freiluftzoo, der immer noch größer als Hagenbeck in Stellingen ist. Vergiß auch nicht die National Portrait Gallery, wo du die herrlichsten Holbeins findest. Weißt du, daß die Londoner ihn für einen Engländer halten? Er malte die Könige und den ganzen Hof. Und wie er sie malte! In Hamstead, einem fast ländlichen Stadtteil, findest du Buchhandlung an Buchhandlung und was für Bücher! Das können wir uns gar nicht mehr vorstellen. Alle deutschen, die dich interessieren und die es hier immer noch nicht wieder gibt. Geh' durch das elegante Mayfair, wo die großen Gesellschaftsromane nach dem ersten Weltkrieg spielen, oder in die Shaftsbury Avenue. Dort steht ein Theater neben dem andern, in den Nebenstraßen sitzen die Agenten und die Kostümverleiher. Das ist London, das nur wenige kennen. Diesmal hatte ich Zeit und konnte in die Downs, die Heideberge im Süden Englands, fahren. Auf ihren Höhen stehen alte keltische Pferdesymbole, Denkmäler von schauerlicher Frühwelterhabenheit.“

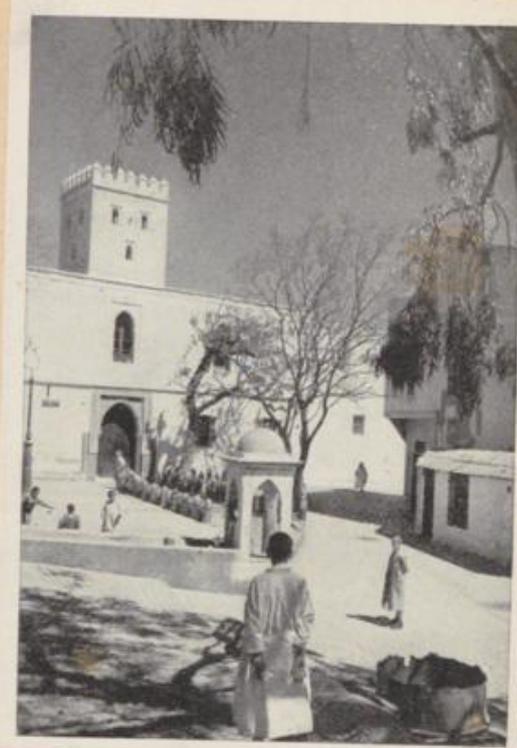
Das Mädchen hört mit glänzenden Augen zu. „Vielleicht hättest du lieber etwas vom modernen London gehört? Aber das findest du ausführlich in jedem Reiseprospekt.“

Die beiden kommen an den Tisch zurück. „Hoffentlich habe ich Erika nicht gelangweilt; ich habe ihr reichlich viel vom alten und unbekanntem London erzählt und hätte noch stundenlang davon sprechen können. In welcher Ecke der alten Welt leben wir hier oben aber auch! Hier zwischen diesen Küsten, Deutschland, England, Holland, Belgien liegt für mich eines der großen Kräftezentren der Welt. Hier treffen sich alle Schifflinien, mit denen ich meine unzähligen Reisen gemacht habe. Ich könnte euch von so vielen Küsten erzählen. Wißt ihr eigentlich, welches Wunder an landschaftlicher Schönheit die Kanarischen Inseln sind? Als Alexander von Humboldt, der große Naturforscher und Weltreisende, auf den Kanarischen Inseln in Orotava ankam, stieg er vom Maultier und küßte die Erde, weil sie so schön war. Da fahren die Schiffe an Tanger vorbei, dessen Leuchtturm weithin leuchtet. Und da ist Casablanca, die Araber nennen es Dar el Beida, die Hafenstadt in Marokko, leuchtend weiß, wie ihr Name be-

sagt, den ihr die Spanier gaben. Und alle diese Schiffe, die weit in die Welt hinausfahren, nach Afrika, Süd- und Nordamerika, kommen wieder hierher zurück, in diesen Winkel im Atlantischen Ozean. Einmal werden es ja auch wieder deutsche Linien sein, die über die Meere fahren.“

„Ich habe mich oft gewundert“, beginnt Peter, „daß so verhältnismäßig kleine Staaten wie Holland und Belgien zu so bedeutendem internationalen Einfluß kommen konnten.“

„Holland erhob sich, als Spanien sank. Aber auch das spanische Mutterland war klein und beherrschte doch die Welt. Damals war der Kampf der beiden Konfessionen entscheidend. Ihr wißt, was die Niederlande zu leiden hatten. Unbändiger Stolz erfüllte das kleine aufsteigende Land und Amsterdam, sein Hafen, kündet von dieser machtvollen Vergangenheit. Als die Spanier im heutigen Belgien, in Brüssel, in Antwerpen, furchtbar hausten, flüchteten Tausende von Freiheitsliebenden nach Amsterdam. Damals erhob sich die Stadt zu ungeheurem Glanz. Ich will euch“, fährt der Schiffsarzt fort, „aber keine Geschichtsstunde geben. Unser junger Abiturient weiß das alles viel besser. Ich selber bin immer sehr gern in dieser reichen, großzügigen Stadt gewesen. Ihr wißt ja, es sind eigentlich zwei Städte, die Amstel teilt sie. Wie das seefahrende Volk von Amsterdam es fertig brachte, bis zum Meer eine Hafenanlage vorzuschleppen und damit für lange Zeit Europas Umschlagplatz zu werden, bleibt bewundernswert. Ja, Seefahrt... Aber Amsterdam ist auch schön als Stadt. Das ‚nordische Venedig‘ klingt es mir überall entgegen, wenn ich dort bin. Diese fünfzig Grachten. Ihr kennt sie doch von Bildern, die tiefen Wassergräben,



Tanger

die Stadtkanäle, die auf jeder Postkarte zu sehen sind. Aber keine Karte, kein Prospekt können den Zauber wiedergeben, der über einer Stadt liegt, die von Wasseradern durchkreuzt ist.

Sie ist in geheimnisvoller Weise lebendig. Für Holland wird jetzt, nachdem die kolonialen Beziehungen sich änderten, auch vieles anders werden, aber der handeltreibende, seefahrende Charakter bleibt. Es waren wahrhaft königliche Kaufleute, diese Mynherren. Und die Schätze des sagenhaften Orients, die in dieser Stadt gestapelt lagen. Ihr denkt vielleicht an die Diamantenschleifereien und den Diamantenmarkt? Da saß auch einmal ein Jude über seinen Steinen und schloß. Und über dem exakten Wunderwerk der kristallinen Formen wurde ihm der exakte Plan der Schöpfung klar. Es war Baruch Spinoza, den Goethe so sehr liebte und der unsere



Amsterdam



Brüssel

deutsche Philosophie befruchtete. Die Juden überhaupt. Sie haben eine herrliche Synagoge, die Portugiesen, Vertriebene ihres Volkes, im 17. Jahrhundert nach dem Vorbild des Tempels in Jerusalem errichteten. Aber das alles wird klein, wenn wir des armseligen Judenviertels gedenken, in dem ein alter, zahnloser und häßlicher Mann herum-schlurft und sich für seine letzten Bilder Modelle suchte. Dieser Mann hieß Rembrandt. Und diese beiden Namen, Spinoza und Rembrandt, genügen, diese stolze Stadt unsterblich zu machen. Wenn ihr einmal nach Amsterdam kommt, werdet ihr noch mehr an Kunst und Seltsamkeiten finden und Hollands Stolz be-greifen."

"Aber Belgien?" fragte Peter. "Es kam doch erst im neunzehnten Jahrhundert zur Blüte und gerade ein so kleines Gebiet wurde reich." "Bel-gien", wirft jetzt der Vater wieder ein, "ist ein Beispiel dafür, daß ein Land nach oben wächst. Nicht die Größe des Landes, sondern seine Be-völkerungsdichte, seine Arbeitsintensität und seine Intelligenz sind ausschlaggebend. Das völ-lig durchindustrialisierte Land kann für uns in Deutschland ein Beispiel werden. Das Land ist von echtem internationalen Kaufmannsgeist er-griffen. Sein König Leopold I., dessen Name mit der riesigen Kolonie des Kongostaates für immer verknüpft bleibt, fühlte sich weit mehr als Kauf-mann denn als Monarch." "Aber, Vater", ruft die Tochter dazwischen, "zum Beispiel Brügge? Wir haben gelernt, die Dichter nennen es die tote Stadt. Das ist doch etwas anderes."

"Ich wollte es gerade sagen. Dieses rührige kleine Land hat Städte von märchenhafter Schönheit und Kunstschatze ohne Zahl. Als ich das erste Mal durch Brügge ging, glaubte ich, die Zeit sei stehengeblieben. Es ist schön, daß die

Kultur aufstrebender Länder immer wieder Raum läßt für solch verschwiegene Plätze, für die Poesie, die auch in einem tüchtigen, der Gegen-wart zugewandten Volke steckt. Ihr habt doch viel von Burgund gehört? Nun, Brügge war ein Mittelpunkt dieses fast sagenhaften Kö-nigreichs Burgund, hier lebte Karl der Kühne, hier freite Kaiser Maximilian um die schöne Maria. Das ausgehende Mittelalter warf von Burgund aus noch einmal einen Schein über Europa, und Brügge strahlte vor allen Städten. Neben Vene-dig war es eine Zeitlang Europas bedeutendster Han-delsplatz; aber seht, wie wichtig es ist, daß Völker

und Gemeinden sich dem Fortschritt öffnen. Als Brügge im siebzehnten Jahrhundert sich in eine reaktionäre Wirtschaftspolitik verding, versan-dete es und konnte sich nicht mehr erholen. Heute ist es nur noch seine mittelalterliche Schönheit, die uns entzückt."

"Man sollte den Kindern aber wirklich lieber von Brüssel erzählen", brummt der Schiffsarzt dazwischen. "Das ist doch die Stadt des flutenden Lebens."

Laßt mich davon erzählen, ich bin ja oft dort-gewesen. In Brüssel ist immer Aufregung, Kampf zwischen den Parteien, den Wallonen und den Flamen. Aber das macht ihr nichts aus, es regt sie höchstens an. So war es übrigens immer. Denkt nur an die furchtbare Zeit, als Alba dort einzog. Aber ihr habt den 'Egmont' sicher besser im Kopf als ich. Selbstverständlich haben er und Graf Horn ihr Denkmal. Goethe hat diesen Grafen Egmont übrigens sehr idea-lisiert. Er war keineswegs der galante Anbeter seines Klärchens, sondern ein guter Hausvater und hatte elf Kinder. Ich weiß, das enttäuscht, aber es ist schon besser, wenn man weiß, wie alles wirklich gewesen ist. Klärchens Haus könn-te ich euch nicht zeigen, sie ist eine Gestalt, die Goethe mit großer Liebe erfunden hat. Aber in den schönen belgischen Mädchen wird auch heute noch manch liebesmutiges Klärchen ste-ken, man muß sie sich nur richtig ansehen. Die fröhliche Oberstadt ist überhaupt voll eleganten Lebens. Man spürt die Nähe von Paris. Von Brüsseler Spitzen und Handschuhen habt ihr doch sicher schon gehört? Um die Jahrhundert-wende war es der Stolz jeder feinen Dame, einen Halseinsatz mit Brüsseler Spitzen zu tragen."

"Wißt ihr, Brüssel wirkt unendlich reich. Alles, seine Bibliotheken, sein Rathaus, sind kostbar."

Brüssel muß man genießen, frei und unbekümmert. Lebensfreude schäumt durch die Stadt, im Gegensatz zu dem strengeren Holland sind die geistigen Anschauungen katholisch und verbindlich. Der niederländische Humor lacht dabei aus allen Ecken. Ist es sehr unzart, vor der jungen Dame das Manneken-Pië, Brüssels berühmtesten Springbrunnen, zu erwähnen? Ich sehe, sie kennt es. Früher, darauf besinne ich mich noch, soll das Manneken an hohen Festtagen 'was angezogen bekommen haben, damit die ernste Stimmung nicht gestört wurde. Ich denke, heute hat man sich davon frei gemacht. Schließlich, Michelangelos gewaltigen Figuren in der Sixtina ging es nicht besser. Aber glaubt ja nicht, daß ich jetzt noch von der Sixtina anfangen. Der Vater sieht auf die Uhr, und auch ich muß an den Zug."

Die Reisenden versuchen zu schlafen. Als es Morgen wird, steigen in Kassel zwei Missionschwwestern zu. Erika betrachtet sie lange und macht sich ihre Gedanken über einen derartig schweren und schönen Beruf. Die eine der Schwestern hat eine Anzahl Zeitungsausschnitte vor sich und blättert darin. Peter gibt sich endlich einen Ruck und fragt sehr höflich: „Verzeihen Sie, sind das ausländische Zeitungen, die Sie da lesen?“ Die Schwester lächelt und offenbart sich in der Unterhaltung als ein sehr gewandter Mensch, der die Welt gesehen hat und den, gerade weil menschliches Leiden ihm täglich entgegenkam, nichts mehr aus seiner gelassenen Ruhe bringen kann. „Nein, mein Herr, das ist ein Roman, den ich mir ausgeschnitten habe. Ein amerikanischer in deutscher Übersetzung. Spielt dort, wo unsere Stationen sind, in Johannesburg und Nairobi. Interessiert er Sie?“ Sie reicht Peter die Ausschnitte hin. „Vielen Dank, Schwester, aber ich möchte jetzt nicht lesen, es ist auch noch halbdunkel.“ Peter blättert aber doch in den Ausschnitten und liest Erika halblaut vor: „Denn sie sollen getröstet werden“ von Allan Waton. Untertitel „Afrika, geliebtes Land“. „Oh,

Schwester, das geht wohl über das Negerproblem?“ — „Ja, und in einer sehr menschlichen Weise. Wir müssen uns da unten in Südafrika ja täglich mit dieser Frage auseinandersetzen.“ „Sie leben in Johannesburg und Nairobi?“ fragt jetzt der Vater. „Ich darf Ihnen gestehen, daß wir von diesen Städten nicht allzu viel wissen.“ Die Schwester lacht. „Es ist auch nicht viel zu wissen. Als wir, ganz jung noch, für Südafrika bestimmt wurden, glaubten wir auch zuerst, jetzt kämen wir in ein Wunderland. Aber, seien Sie versichert, das Wunderland sieht beinahe so aus wie Kleinstädte in Mitteleuropa. Johannesburg wurde 1620 gegründet, aber sein wirkliches Gesicht bekam das Städtchen erst, denke ich, so in den achtziger Jahren, als Südafrika vom Fieber des Goldsuchens erfaßt wurde. Unsere Oberin erzählte uns auch noch, wie die Bergwerke gegründet wurden. Jedenfalls, als wir ankamen, sahen wir zwei rauchende Industriestädte mit geradlinigen, recht langweiligen Straßen. Heute ist es wie hier. Aus jedem Fenster schallt das Radio. Schrecklich!“ Alles lacht. „Wenn Sie mir einige Fragen erlauben — Sie werden zwischen Johannesburg und Nairobi ausgetauscht?“ „Ja, manchmal wechseln wir, das ist besser. Es ist ja recht zivilisiert da unten, Löwen und Elefanten wollen nichts mehr von uns wissen, nur noch Leoparden und Giftschlangen machen sich manchmal, wie wir sagen, mausig. Auch das beste Moskitonetz kann es nicht hindern, daß man aufwacht und hat eine Schlange auf der Bettdecke, die übrigens sofort heruntergleitet und Angst hat. Unsere Patienten, die in Indien waren, haben mir davon viel Drolliges erzählt. Aber, wissen Sie, wenn man ein Ziel und eine Arbeit hat, gewöhnt man sich.“ Die Schwester wechselt rasch das Thema, als habe sie von sich zu viel gesagt. „Von Johannesburg bis Nairobi führt übrigens jetzt eine bequeme Autostraße. Ein endloser ‚Pad‘, unser deutscher ‚Pfad‘, führt Kilometer über Kilometer quer durch den Busch. Tadellos angelegt. Die Landschaft ist völlig gleichförmig, manchmal tritt ein exotisches Tier zu-



Im afrikanischen Busch

traulich an den Straßenrand. Dieser Roman hier gibt Ihnen übrigens eine Vorstellung, daß die Landschaft dort unten, wenn wir mehr ins Innere kommen, sehr schön ist. Mit dem rationellen Ackerbau hapert es bei den Schwarzen ja noch, aber in dem schönen Natal zum Beispiel, das terrassenförmig aufsteigt, haben wir prachtvolle Schafherden.“ „Wie lange waren Sie in Afrika?“ „Über zwölf Jahre. Der Krieg machte das Heimkommen ja unmöglich. Eigentlich sollen wir alle zwei Jahre einmal nach Hause, diesmal durften wir dafür ein halbes Jahr in Deutschland bleiben. Übrigens, wir hatten auch dort gelegentlich Erholungswochen. Mit Vorliebe ging es dann nach Kapstadt, wir freuten uns immer schon, wenn der Tafelberg von ferne aufstieg.

Wahrscheinlich würde auch Kapstadt Sie etwas enttäuschen, es ist kein bißchen ‚wild‘, schnurgerade angelegt, mit den Errungenschaften der Zivilisation vortrefflich ausgestattet. Schön ist natürlich die Lage, die Bucht, das Meer. Und das Völkergewimmel. Außerdem, worauf unsere Kapstädter beträchtlich stolz sind, können Sie, wenn Sie vom Land aufs Meer sehen, rechts im Atlantischen, links im Indischen Ozean baden. Wir Schwestern haben ja von so etwas nichts, aber den ‚Eingeborenen‘ macht das natürlich Spaß. Zumal es sonst so übermäßig viel nicht gibt.“

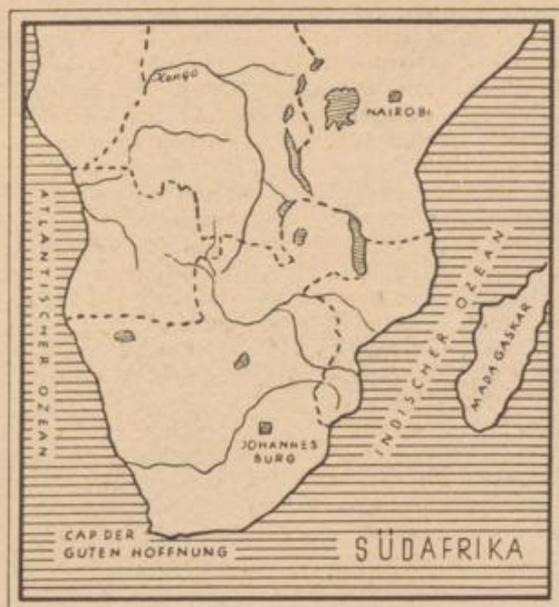
„Haben Sie“, fährt der Vater mit seinen Fragen fort, „die Schwierigkeiten des Negerproblems auch empfunden?“ — „Oh, gewiß. Der Neger ist es ja, um den wir uns bemühen. Die Kinder sind rasch zutraulich und kleine schwarze Wollbälle, ganz entzückend. Leider haben die Wollbälle durch Insekten und Unsauberkeit viel Krankheit. Man muß, auch als Schwester, ein bißchen ‚Medizinmann‘ sein und Krankenpflege können. Wenn Sie mal auf die Geschichte der Missionen stoßen sollten in beiden christlichen Konfessionen, werden Sie das immer finden. Der Arzt, der die Dämonen vertreibt, hat auch den stärkeren und besseren Gott. Aber obgleich wir als Missionsschwestern nach Politik und Rasse nicht fragen, gibt uns zum Beispiel das Mischlingsproblem schwer zu denken. Ganz allein mit der Humanität wird man diese Fragen nicht lösen können. Es wundert Sie vielleicht, daß gerade wir es sagen, aber in der Nähe sieht alles immer ein bißchen anders aus, und man muß nicht nur idealistisch, sondern auch vernünftig sein.“

„Es freut mich, Schwester, daß gerade Sie mir das bestätigen. Aber wahrscheinlich haben Sie noch mit anderen Völkern zu tun, nicht nur mit Negern. Da sitzen im Osten doch auch ziemlich viele Inder?“ „Ja, natürlich. Sicher haben Sie auch gelesen, daß Gandhi als junger Rechtsanwalt eine Reihe von Jahren in Ostafrika arbeitete und sich schon dort für seine indischen Landsleute einsetzte?“ — „Ich hatte es vergessen, jetzt fällt es mir wieder ein.“ — „Man findet an

diesem Südostzipfel alles, Engländer, Deutsche, Holländer, Malaien und von den Negern die Bantu, die Hottentotten, sogar den ausgesprochenen Buschneger. Ich bin glücklich, auf unsere Station zurückzukommen. Obwohl man immer mit Sorge denkt: Was ist inzwischen wieder alles passiert?“

Eine kleine Pause tritt ein. Dann beginnt das Mädchen wieder: „Sie erwähnten vorhin das Terrassenland Natal. Ist Natal ein afrikanisches Wort?“ — „Aber, Erika“, mischt sich jetzt Peter wieder ein. „Das habt ihr doch in der Schule gehabt, das müßtest du doch wissen.“ „Da hat Erika gerade gefehlt“, lenkt der Vater ein. „Sei nicht so schulmeisterlich, sondern erkläre es deiner Schwester lieber.“

„Ach, Erika, da müßte ich dir viel erzählen. Vor ein paar Jahren erst habe ich alle Bücher verschlungen, die von den großen Seefahrten erzählten.“ — „Das habe ich gemerkt, unsere große Wandkarte hast du immer mit meinen bunten Stecknadeln besteckt.“ — „Das haben wir auch gemacht“, lacht die eine der Schwestern, „bevor es das erste Mal nach Afrika ging. Wissen Sie, schwer ist es für uns, die Negerdialekte zu lernen. Das wollte ich noch sagen, denn daran denken die wenigsten. Aber ich wollte Sie nicht unterbrechen.“ Peter wendet sich wieder an seine Schwester. „Hast du schon mal was von Vasco da Gama gehört?“ „Doch, das ist doch eine Hauptfigur in der Oper ‚Die Afrikanerin‘ von Meyerbeer. Der singt doch das Lied ‚Land so wunderbar‘, von dem wir die Schallplatte haben.“ „Nun“, fährt Peter etwas herablassend fort, „von der Oper wollte ich eigentlich nicht sprechen, obgleich Opern, Bilder und Romane im Bewußtsein der Menschen mehr von der Vergangenheit bewahrten, sie großartiger und in leuchtenderen Farben wachgehalten haben, als alle Geschichtsbücher der Welt zusammengenommen.“ Nach einigem Nachsinnen fährt er, jetzt aber an alle Mitreisenden gerichtet, fort. „Ich kann Ihnen bestimmt nicht deutlich machen, was die Reisen der großen Seefahrer, der Portugiesen, Spanier, Engländer und der deutschen Welsler für mich bedeuten. Sie sind mir eine Bestätigung dafür, daß Kühnheit, der unbedingte Glaube an eine Sache und Ausdauer zum Ziele führen. Ein bißchen Glück natürlich muß dabei sein. Ich glaube aber schon, daß es stimmt, wenn es heißt ‚Glück hat auf die Dauer nur der Mutige‘. Stellen wir uns doch die damaligen Schiffe vor; jeder Schleppkahn auf der Elbe, dem Main oder dem Rhein ist fast größer als die Santa Maria, auf der Kolumbus Amerika entdeckte. Dazu kam der Aberglaube der Matrosen, hinter dem noch die ganze mittelalterliche Vorstellungswelt mit ihren Schrecken stand. Dann die Schwierigkeiten in der Mitführung ausreichender Nahrungsmittel. Die Schiffe hatten ja kaum Platz für die Menschen, geschweige denn für genügend Le-



bensmittel und Frischwasser. Ungezählte erkrankten an Skorbut, weil eben frische Nahrungsmittel fehlten, viele verdursteten, und trotzdem gingen immer wieder andere auf tollkühne Fahrten. Mit Kerzen in der Hand bestiegen sie in den heimatischen Häfen diese Nußschalen von Schiffen, Priester segneten sie, der Hof, das Volk standen betend am Ufer und dann ging's ins sagenhaft Ungewisse. Weißt du, Erika, in unserer Zeit gab es sowas wohl nur noch, als der Südpol entdeckt wurde, und jetzt, in dem immer noch vergeblichen Kampf der Bergsteiger um die höchsten Himalajagipfel. Ich bin bestimmt kein Schwärmer, das weißt du ja, aber als ich von dem sechsendreißigjährigen Admiral las, der mit seiner angstvollen verzagten Schar für Portugal den Seeweg nach Indien suchte und das Kap der Guten Hoffnung auch wirklich umschiffte, wirklich bis Indien kam, da brannte mir doch das Herz. Denke dir, die Matrosen glaubten, daß am Äquator das Wasser wie glühendes Blei sei und die Schiffe durch Strudel an die Küsten geworfen würden. Vasco mußte weit außerhalb der Küste segeln, so weit, daß er beinahe auf Brasilien gestoßen wäre. Ist das nicht unglaublich? Aber du willst ja etwas ganz Bestimmtes wissen und ich komme zu sehr ins Erzählen.“ Der Vater nickte wie um Entschuldigung bittend und doch voller Stolz den interessierten Krankenschwestern zu. „Diese Eroberungsfahrten, das ist seine geheime Leidenschaft.“ — Peter fährt fort. „Ja, also das Land Natal. Weihnachten 1497 legte Vasco da Gama dort an. Der Weihnachtstag heißt auf lateinisch dies natalis Domini, Geburtstag des Herrn, und aus diesem Wort Natalis wurde dann später der

Name für den Landstrich Natal.“ „Das ist sehr interessant“, nickt ihm eine der Schwestern zu, „das wußten wir auch nicht.“ Peter erzählt voll Stolz weiter: „Vascos Reise wurde jetzt immer abenteuerlicher. Er traf auf Mekkawanderer mit dem grünen Kopftuch, traf schon auf Inder und endlich kam er tatsächlich nach Calicut an der Südwestküste Indiens; mit zwei Schiffen, das dritte hatten sie verbrennen müssen, zu viele Matrosen waren dem Skorbut erlegen. Der Seeweg nach Indien war gefunden.

Aber nun überlege man, wie seltsam die Menschen damals noch waren, Vasco bekam am Hof des Fürsten von Calicut einen Empfang. Wie der gewesen sein mag, können wir uns ja denken. Vater, du kennst doch sicher das Reisebuch des berühmten englischen Romanschriftstellers Evelyn Waugh, der jetzt so viel von sich reden macht?“ — „Natürlich, Peter, es heißt ‚Als das Reisen noch schön war.‘“ — „Nun, dieser Waugh machte die Krönungsfeierlichkeiten des Negus in Addis Abeba mit. Wie sich in diesem Addis Abeba das primitive Leben der Abessinier mit einer angestrebten westlichen Kultur mischt, was für groteske Zwischenfälle da passiert sind, bis seine dunkellockige Majestät endlich so weit war, das muß man gelesen haben. Zurückprojiziert ins Jahr 1498 denke ich es mir so in Calicut. Vasco da Gamas Lotse soll übrigens ein Krishnaverehrer aus Vorderindien gewesen sein. So mischten sich auch damals schon die Stämme, die Kulturen.“

„Eines muß ich noch hinzufügen“, nimmt der Vater noch einmal das Wort, „Vasco wollte Gewürze, Malagneta und Pfeffer mit heimbringen. Mit den Kreuzzügen ist bei uns in Europa die Sehnsucht nach Luxus und Gewürzen erwacht, die kühnen Kaufherren aus Venedig haben manches Schiff nicht um des Goldes, sondern um der Narkotika willen bewaffnet. Die Menschen wollten auf einmal besser und glücklicher leben. Ob es ihnen gelang, ist eine andere Frage.“

„Übrigens glaube ich, daß Erika jetzt müde ist. Für dich aber, Peter, fällt mir noch ein: Für uns ist Südafrika so wichtig, weil noch immer der alte Wunsch in uns geistert, eine direkte Verbindung zwischen dem Nord- und Südteil des Kontinents zu schaffen. Ich meine, an Cecil Rhodes können wir einen Augenblick denken. Dieser kühne, diamantschürfende Engländer, Kaufmann und Diplomat, nach dem Rhodesien benannt ist, hat viel für die Industrialisierung Südafrikas getan. Er war skrupellos, hart und weitsichtig, wurde gestürzt und wieder erhoben und beendete sein abenteuerliches Leben mit einer Fülle frommer Stiftungen. Er ist in Groote Schuur, seiner Besitzung bei Kapstadt, gestorben und hat viel für Oxford getan, eine typische Erscheinung übrigens bei bedeutenden Engländern und Amerikanern. Aber jetzt genug von Süd-



Frankfurt am Main

afrika. Die Damen müssen noch rasch eine Stunde schlafen, es ist schon ganz hell, bald sind wir in Frankfurt.“

Im Frankfurter Hauptbahnhof geht die kleine Familie erst einmal in den Speisesaal. Ein guter Kaffee ist jetzt das einzig Richtige. „Dieses Südafrika“, meint Peter, „muß doch ein wertvoller Boden sein. Wenn wir so von Afrika reden oder in der Schule darüber sprachen, denken wir eigentlich immer nur an den Norden, an Ägypten, Kairo, den Nil.“ „Vergiß dabei nicht“, erklärt der Vater, „daß Nordafrika zu den Mittelmeerländern gehört, zu Spanien, Italien, Griechenland. Für uns ist das Mittelmeer die Wiege unserer Kultur. Kunst, Wissenschaft und Religion erhoben sich dort zu unerhörter Blüte. Der Norden, aus dem wir selber kommen, trat erst viel später ins Licht der kulturbildenden Geschichte. Allerdings, zur Zeit der Völkerwanderung haben die Germanen diesem Mittelmeerkreis eine wertvolle Blutzufuhr gebracht. Da wir gerade bei Nordafrika sind, ihr erinnert euch doch noch an Geiserich und sein großes Vandalenreich? Karthago war die Hauptstadt.“ Die Kinder nicken bejahend. „Im Rifgebirge, im Westen Nordafrikas, ihr kennt es sicher aus den Kämpfen der freiheitsliebenden Rifkabylen gegen die Franzosen, sind heute noch blonde und

blauäugige Nachfahren dieses Stammes zu finden. Übrigens ist die Geschichtsschreibung sehr ungerecht gewesen. Man spricht immer von Vandalismus und glaubt, diesem germanischen Volksstamm ein besonderes Maß von Kulturlosigkeit und Rohheit zuschreiben zu müssen. Das Gegenteil ist richtig. Natürlich sind sie energisch gegen alles vorgegangen, was sich ihnen in den Weg stellte; daß dabei auch viel Wertvolles vernichtet wurde, liegt auf der Hand, im übrigen aber haben sie sich bemüht, aufzubauen und zu ordnen. Die Geschichtsschreiber der damaligen Zeit standen nun aber leider auf der Gegenseite und die Kirchenstreitigkeiten trugen auch nicht dazu bei, daß man dem Feind gerecht wurde.“ — „Vater“, fragt jetzt Erika, „du hast doch so viele Karten auf deinem Schreibtisch, gerade aus Nordafrika. Mr. Smith hat dir erst kürzlich aus Port Said geschrieben, und du warst doch selbst als junger Mensch dort unten. Ist es da auch so eiförmig wie im Süden?“

„Nein, Erika“, lacht der Vater, „wirklich ganz und gar nicht. Es gibt nichts Pittoreskeres, künstlerischer Verschlamptes und zugleich Aufreizenderes als dieses Nordafrika. Ich war ja damals noch sehr jung, knapp achtzehn, aber der Vater von Mr. Smith, unser Geschäftsfreund, nahm mich überall mit und ich habe viel gesehen. Wie soll ich euch diesen Küstenstrich beschreiben? Ob ihr nun in Ceuta seid, der afrikanischen Säule des Herkules, oder in Tetuan, Tanger oder Haifa, das macht keinen großen Unterschied. Diese Hafenstädte sind auf den Besuch der Fremden eingestellt und jede hat ihr Ghetto, das Viertel, in dem der Bauchtanz zu Hause ist und das man am besten nur bewaffnet besucht, und einen etwas oberhalb der eigentlichen Stadt gelegenen Friedhof. Eseltreiber beherrschen das Straßenbild, halbverhungerte Köter, über die man allenthalben stolpert, sorgen für die Straßenreinigung, und in ihren offenen Lauben sitzen die Händler und bieten mit einem schrillen, sich ewig gleichbleibenden Singens ihre Waren an. In Casablanca, Tetuan und auch in Fessan habt ihr die gleiche Szenerie, obwohl Fessan als großes Oasengebiet einige Berühmtheit hat. Gerade die Viertel mit den tanzenden Mädchen haben in Nordafrika eine etwas fatale Berühmtheit erlangt. Die Führer der Reisegesellschaften haben meist nichts Besseres zu tun, als ihre Gäste abends nach dem Dinner dorthinzuführen. Sie müssen dort gutes Geld bezahlen und bekommen außer schlechtem Tanz auch noch erbärmliche Getränke vorgesetzt. Es ist direkt komisch, daß die Europäer immer wieder darauf hereinfallen, obwohl sich der Schwindel längst herumgesprochen haben sollte. Die kleineren Kolonialstädte scheinen überall auf der Welt etwas Uniformes zu haben. Der gleiche Klatsch, die gleichen Zerstreungen.

Aber denkt nun nicht, daß ich für den verschwiegenen Zauber Nordafrikas blind gewesen sei, der sich nur dem erschließt, der entschlossen auf Entdeckungsfahrten geht. Allein der Anblick der über den Friedhöfen kreisenden Geier ist voller Majestät.“

„Vater, du hast vorhin vom Rif gesprochen. Was ist das eigentlich?“

„Marokko ist dir doch eine Vorstellung?“ — Das Mädchen bejaht eifrig. Es ist jetzt wieder ganz munter. „Dann erinnerst du dich sicher auch noch an das Atlasgebirge mit seinen herrlichen, schneebedeckten Gipfeln? Das Rif gehört zu diesem Atlasgebirge. Es zieht sich an der Küste Marokkos hin, ist ganz und gar von Schluchten aufgespalten und kaum zugänglich. Das gegebene Versteck für Seeräuber. Die Rifpiraten, wie man die Berberstämme nennt, die dort ungebroschen hausen, todesmutig und voll fanatischer Freiheitsliebe sind, hatten die Seeräuberei zu einer wahren Kunst entwickelt. Heute bauen sie Getreide und treiben ihr Vieh. Wer sie aber einmal gesehen hat, der versteht, in welchem Sturm die arabischen Völker unter den Nachfolgern des Propheten Mohammeds über diese Gegenden hinwegbrausten. Ihr Einfluß ging bis weit in den Süden. Das Gebiet des heutigen Nigeria am Niger war von 42 wilden Stämmen bewohnt, als die Engländer vor hundert Jahren dort hinkamen, um einen Landstrich zu erforschen, der auf den damaligen Karten noch ein weißer Fleck war. Wenn wir nach Hause kommen, muß ich euch mal die Atlanten der Urgeßeltern zeigen. Da läßt sich auch ein Stück Geschichte ablesen. Diese Volksstämme also hatten ihre Häuptlinge, die wiederum einem Emir gehorchten und dieser hatte auf die Fahne des Propheten geschworen.“ — „Es muß“, fügt Peter nachdenklich ein, „doch ein seltsames Gefühl sein, so einen ganz unbekanntem Teil der Erde zu durchstreifen und zu erforschen.“ — „Sicher Peter, aber das ist ja der geheimnisvolle Rausch der großen Erdenforscher, eines Stanley und eines Livingstone. Du findest davon noch etwas in den Reisebüchern Humboldts und Ratzels, die, weiß Gott, schon etwas bequemer und ohne Eroberungsabsichten reisten. Vergeßt nie das eine, auch wenn es im Augenblick von mir so einfach hingesagt romantisch klingen mag, es waren immer ihre Träume, die die Menschheit vorwärts führten. Die Träume vom Goldland Indien, die Träume vom unermeßlichen Innerafrika, die Träume vom Nord- und Südpol. Sie brannten in den Seelen der Forscher und waren oft bestimmender als die Magnetnadel. Wenn die Menschheit keine Träume mehr hat, dann kann sie sich zur Ruhe setzen, dann ist sie alt geworden. Solange sie aber von ihren Wunschbildern bewegt wird, wie zum Beispiel der Fliegerei, heute der Rakete, der Atomenergie, solange ist sie jung und wird immer und immer

wieder auf Neuland stoßen. Und wenn unsere alte Erde nicht mehr ausreicht, dann fliegen wir einfach auf einen neuen Stern.“

Die Kinder lachen. Aber sie verstehen ihren Vater sehr gut, ihn, der durchaus kein Phantast, sondern ein ruhiger und überlegter Kaufmann ist, sich aber das Herz für die Impulse großer Taten bewahrt hat.

„Die Araber“, fährt der Vater fort, „kamen bis nach Spanien herüber. Erika, weißt du, welches ihr berühmtestes Bauwerk in Spanien ist?“ — „Natürlich, Vater, die Alhambra in Granada.“ — „Ich habe“, fährt der Vater fort, „zu Hause noch einen Band Gedichte von dem Grafen von Schack, dem Kunstmäzen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er hat die Gedichte der Mauren, wie die Araber in Spanien hießen, wundervoll ins Deutsche übertragen, vor allem die Klagelieder des letzten Königs. Er war ein großer Lyriker, aber nicht der Kriegsmann, der dem Ansturm des christlichen Europas widerstehen konnte. Die Mauren wurden aus Spanien vertrieben und das war kein Glück für das Land.“

„Ich weiß, Vater, im ‚Don Carlos‘ heißt's: Vom Fleiß der Mauren liegt Granada öde.“ „Sehr schön, Erika, du bist wirklich eine gebildete kleine Dame. Je mehr wir übrigens nach Osten kommen, desto großzügiger und zivilisierter werden die Städte. Ich selber, das wißt ihr ja, war ein halbes Jahr in Kairo, und Kairo ist eine Weltstadt, international, lebendig. Der alte Orient bricht natürlich immer wieder durch. Schon die unendlich vielen Moscheen sorgen für den morgenländischen Eindruck, es gibt Bazare und offene Barbierläden, aber meistens stößt man auf Banken, Hotels und Villen. Kairos gesundes Klima lockt viele Kranke zur Erholung an, so wie in dem nilaufwärts gelegenen Assuan ein weltberühmtes Sanatorium für Nierenkranke steht. Vor dem ersten Weltkrieg war das Niltal ein Treffpunkt der Allerreichsten, der Globetrotter. Da wurden die großen Löwenjagden für die Engländer zusammengestellt, in Shepherds Hotel

Granada





Kairo

mußte man abgestiegen sein. Nordafrika war ein Sammelpunkt für die großen Geschäfte und auch für große Betrügereien.“

„Vater, gehört in diese internationale Kapitalistenwelt nicht auch der Bau des Suezkanals?“ fragt Peter.

„Man kann es vielleicht so sagen, wenigstens fing das Interesse der eleganten Welt damit an. Der Suezkanal ist wirklich eine große Sache, ihr dürft nicht so mit der Hand darüber wegwischen, als ob nur Börsenspekulanten dafür Interesse gehabt hätten. An derartigen Kanälen hat die wirtschaftlich denkende Welt immer schon gearbeitet, der Suezkanal war aber vielleicht das bedeutendste Projekt, vor allem deshalb, weil die Mittelmeerwelt seit Urzeiten davon träumte. Schon zur Zeit der Pharaonen führte ein Stück vom Nil nach dem Osten und nach der Niederlage von Actium konnte Cleopatra mit einigen Schiffen ins Rote Meer entfliehen. Ihr kennt doch Cleopatra?“ — „O ja“, nickt Erika voller Stolz. „Das war die wunderschöne Königin, in die sich Cäsar verliebte und die sich dann eine Schlange an die Brust legte, als alles für sie verloren war.“ — „Wie gescheit du doch bist“, lächelt der Vater. „Ja, also die braunhäutige, lebensfrohe Ägypterin floh auf diesem ersten Durchstich. Unter dem Kalifat sind diese Pläne zusammen

mit der kleinen Fahrtrinne wieder verschüttet worden. Die Muselmanen, sonst so kluge und weitschauende Männer, hatten für Schifffahrt nicht viel übrig. Bei ihnen galt nur das Pferd und das Schwert. Bis dann Napoleon kam. Ihr kennt ja seine Eskapade in das Wunderland der Pyramiden. Aber richtig in Schwung kam der Bau erst im neunzehnten Jahrhundert, als der Ingenieur anfang, mit dem Kaufmann zusammen zu arbeiten. Vor allem die Franzosen interessierten sich für die Planung, doch auch Österreicher, Holländer, Engländer und Italiener und die Vizekönige von Ägypten selbst waren mit Eifer dabei. Der Vicomte Ferdinand de Lesseps, dem später beim Panamakanal so bitter mitgespielt wurde — doch davon ein andermal — war einer der geistigen Urheber. Ihr müßt euch vorstellen, solch ein Durchstich durch unsere feste Mutter Erde ist eine schwierige Aufgabe. Es mußten erst kleine Kanäle gebaut werden, damit man die richtigen Niveau-Unterschiede bekam. Zweihundert Millionen Francs sollte der Bau kosten, eine Riesensumme für das neunzehnte Jahrhundert. Die Konsortien gaben Anteilscheine aus, Fellachen, die armen, auf dem flachen Lande wohnenden ägyptischen Eingeborenen, die nichts mehr von der Größe ihrer einst stolzen Rasse ahnen lassen, wurden zu Träger- und Schlepperdiensten herangezogen und schließlich erfolgte 1859 bei Port Said der erste Spatenstich. Ich habe das Jahr behalten. Eltern und Großeltern sprachen während meiner Kinderzeit davon. Und dann kam 1869 die großartige Eröffnung. Wenn Erika jetzt in ihren Opernerinnerungen sucht, müßte ihr eigentlich was einfallen. Wie ist das, Erika?“ — Die Kleine ist verlegen. „Ja, ich glaube, war da nicht was mit der Aida?“ — „Fein, Erika, das hätte ich gar nicht erwartet. Ja, Verdi, der große italienische Opernkomponist, schuf zu dieser Eröffnung seine ägyptische Oper ‚Aida‘, und wir bekamen so außer dem Suezkanal noch eine der schönsten Opern, die je komponiert wurden.“

Nach einer Pause fährt der Vater fort: „Wir müssen jetzt zahlen. Aber ich wollte euch noch rasch erzählen, daß mein Vater und der alte Mr. Smith es für mich nicht bei Nordafrika bewenden ließen. Natürlich mußte ich auch nach Jerusalem, nach Jeruschalajim, der Stadt des Friedens in der es seit zweitausend Jahren nur Mord, Streit, Krawall und Gaunereien gegeben hat. Aber für mich war es doch ein faszinierender Eindruck. Es ist ein gutes Wort von Schiller im ‚Don Carlos‘, wenn er sagt, daß man Achtung haben soll vor den Träumen seiner Jugend, wenn man Mann sein wird. Jerusalem als Stadt mußte mich enttäuschen. Die Zänkereien der verschiedenen Konfessionen, der Großbetrieb mit den Fremden, eigentlich nirgends ein Bauwerk von wirklicher Bedeutung, auch die berühmte Grabeskirche über der Schädelstätte, in die sich Christen, Armenier, und was weiß ich noch alles, teilen, will uns gar

nicht gefallen, wir spüren überall die Fremdenindustrie und stoßen auf die kleinlichen Kämpfe, in denen sich die verschiedenen Anwärter auf das Land seit den Kreuzzügen zerrieben haben. Was uns Jerusalem und das Land Judäa verzaubert, das ist die große Erinnerung, das sind die Vorstellungen, die seit den Kindertagen unablässig hinüber in das Jordanland geflossen sind. Wir stehen eben doch, wie es Shakespeare seinen Heinrich IV. so ergreifend sagen läßt:

Im heil'gen Lande, über dessen Hufen
Die segensreichen Füße einst gewandelt...

Schon die Namen Golgatha, Gethsemane, wer kann sie ohne Erschütterung hören, ob er nun gläubig ist oder nicht? Und die Mahnmale der altjüdischen Geschichte? Die Klagemauer, die einstmals golden strahlende Davidsburg? Ich war gerade um die Osterzeit damals in Jerusalem und erlebte die unbeschreibliche religiöse Erregung der Gläubigen, als das heilige Feuer vom Himmel fiel. Man konnte die ganze ‚Betriebsamkeit‘ durchschauen, aber trotzdem, großartig war es. Das Klima der Stadt ist übrigens milde, das nahe Meer gleicht die Gegensätze aus.“ „Wie wird es aber heute aussehen?“ fragt der Junge. „Ich habe die Gründung des Staates Israel in der Zeitung gut verfolgt, auch in einigen englischen Blättern. In den Zeitschriften sah ich eine Menge Photos, die ein blühendes, modernes Gemeinwesen verraten, fast bekam man Lust, selber hinzugehen.“

„Sicher“, erwidert der Vater, „ist vieles hochmodern, praktisch und hygienisch und die jungen Israeliten sollen sich in dem neuen Staat ja in Charakter und Aussehen sehr verändern. Trotzdem bin ich überzeugt, daß die Schwierigkeiten unendlich sind, und daß man noch

lange warten muß, bis alles im Gleichmaß ist. Übrigens beendete ich damals meine Reise nicht in Jerusalem, wir fuhren nach Konstantinopel weiter. Mein Vater behauptete, das sei ja nur ein Katzensprung. Mir kam der Sprung für eine Katze allerdings recht weit vor, aber hättet ihr ‚nein‘ gesagt? Nicht wahr? So ging es noch rasch mit einem hübschen Dampfer über Haifa und Aleppo, an Cyprien vorbei, das übrigens allmählich ein Erholungsziel für reiche Leute wird, vor allem wegen seiner prachtvollen Jagdmöglichkeiten und Wasservillen, durch das ägäische Meer nach Smyrna. In Smyrna begriff ich vollkommen, noch immer bis zu den Ohren in meiner klassischen Schulbildung steckend, daß die jonischen Inseln die moralische Kraft der Griechen langsam zersetzten. Diese Städte sind so schön, was die Bläue des Himmels, den Blütenduft, die Menschen, die Bazare angeht, daß man in eine Art müden Genießens versinkt, die gefährlich werden kann. Die Bucht ist herrlich und über der Stadt erhebt sich ein Hügel mit uralten Bauresten. Erinnerung ihr euch, daß die Genueser im Hochmittelalter ihre Herrschaft bis auf Smyrna ausdehnten? Sie haben diese Ruinen damals wieder aufgebaut. Auch die Johanniter, einer der großen mittelalterlichen Ritterorden, hatten sich dort festgesetzt und einen päpstlichen Statthalter gab es vorübergehend ebenfalls, bis die Stadt unter türkische Herrschaft kam und ziemlich verfiel. Aber ich war doch überrascht, eine modernisierte türkische Stadt vorzufinden mit einem geradezu verwirrenden Völkergemisch. Lange sind wir damals nicht in Smyrna, dem türkischen Izmir geblieben, es drängte uns nach Konstantinopel.“

„Oh, Vater, da ist doch der Bosphorus und die Hagia Sophia?“ „Was kann ich euch von Konstantinopel viel erzählen? Sie ist immer noch eine der schönsten Städte der Welt, wie eingewiegt in die wunderbaren Farben des Bosphorus. Die Türken nennen sie Deri Deadet, das heißt: Die Pforte zur Glückseligkeit. Konstantinopel ist nicht nur eine Stadt, es ist beinahe ein ganzes Land. Mit seinen Vorstädten, mit dem Goldenen Horn, der tiefen Bucht, in der die Schiffe früher unangreifbar lagen, und seiner Totenstadt Skutari auf dem anderen Ufer des Goldenen Horns. Mir scheint, wenn ich an die ungezählten Moscheen, früher meist christliche Kirchen, an dieses einmalige Bauwerk der Hagia Sophia



Jerusalem



Istanbul

denke; als könne es Wundervolleres nicht mehr geben. Aus der Geschichtsstunde habt ihr sicher noch das Jahr 1453 im Gedächtnis, als die Osmanen die Stadt eroberten. Für Europa war es damals ein schwerer Schlag und ihr wißt ja, bis heute geht das stille Wühlen um den Besitz dieses Hafens. Allerdings aus strategischen Gründen, nicht wegen der Schönheit. Diese Schönheit, die mein junges Gemüt verwirrte, genau so, als hätte ich von dem schweren Cyperwein getrunken, hielt übrigens nicht stand, wenn man genau hinsah. Ich habe selten so viel Schmutz, so viel armselige Wohnviertel gefunden wie gerade in dieser goldenen Stadt. Vielleicht ist das heute anders, ich glaube sogar, bestimmt. Ich selber hatte Konstantinopel aus meinen bescheidenen Kindergeschichtskennntnissen geliebt. Die Stadt des Justinian, der uns das Corpus juris, die große Gesetzessammlung schenkte, und die Stadt der Kaiserin Theodora, seiner verführerischen, großäugigen Gattin, die ein Zirkusmädchen gewesen war. Welch übertragende Bedeutung hat dieses Byzanz für das deutsche Mittelalter gehabt! Es war eine Weltstadt mit dem ganzen Raffinement einer überfeinerten, uralten Kultur, während bei uns die Städte noch sehr klein waren und die Menschen in Dörfern oder auf Burgen wohnten. Nun, heute ist Konstantinopel eine Weltstadt, elegant, überbevölkert, gefährlich und industrialisiert. Ich wünschte, ihr könntet auch einmal in Skutari stehen und hinüber nach Istanbul sehen, wie die moderne Stadt jetzt heißt. Oder ihr könntet leise und andächtig durch die Hagia Sophia gehen, die so vielen Stürmen und Wechselland standhielt und von der die Kenner sagen, sie sei die herrlichste Kirche der Welt. Noch großartiger als St. Peter.

So“, sagt der Vater und steht energisch auf, „jetzt habe ich euch so viel erzählt, wie sonst ein ganzes Jahr nicht. Nun müssen wir Schluß machen. Ich habe heute früh hier in Frankfurt einiges zu tun. Ihr könnt euch vielleicht das sehr langsam wieder erstehende Goethehaus ansehen oder den Palmengarten, den Zoo, was ihr wollt. Mittags treffen wir uns dann im Reisebüro gegenüber dem Frankfurter Hof.“

Nach einem anstrengenden Vormittag, der den jungen Leuten von der alten Mainstadt viel Schönes und auch viel Zerstörung zeigte, treffen die Reisenden sich im Reisebüro. Der Vater ist

in ein Gespräch wegen eines Flughafenbesuches mit Freunden vertieft; die Geschwister und eine der Damen erholen sich derweil in bequemen Sesseln.

„Ihr Vater sagte mir“, beginnt die Fremde unbefangen. „daß Sie verhinderte junge Weltreisende seien. Ich kann Sie gut verstehen. Mir ging es in dieser Hinsicht besser, ich war eigentlich immer unterwegs. Gerade jetzt komme ich aus Kopenhagen. Wissen Sie, diese nordischen Städte haben alle einen besonderen Reiz. Wahrscheinlich kennen Sie sie aus der Literatur, wissen von dem noch provinziellen Christiania, dem heutigen Oslo, das engherzig genug war, Ibsen nach Deutschland zu vertreiben; oder von Stockholm, in dessen Hotels der zwar geniale aber arme Strindberg herumgeisterte und, vom Verfolgungswahn gequält, an den Schlüssellochern lauschte, ob die Kellner nichts Böses mit ihm vorhätten, und von Dänemark, das im achtzehnten Jahrhundert nahezu eine Provinz deutschen Geisteslebens war. Nun, ich selbst kenne die Länder durch meine Reisen aus eigener Anschauung und muß sagen, daß gerade Kopenhagen zu meinen Lieblingsstädten gehört. Sie wissen ja selbst, es gibt eine ganze Reihe von Städten, die sich gern ‚Klein-Paris‘ nennen hören... Kopenhagen ist auch so ein Stückchen Klein-Paris mit sehr eleganten Frauen, einem gepflegten Straßenbild, seinem angenehmen Klima, das man immer in Städten findet, die einen Seehafen haben, und einer gewissen, auf uns unnordisch wirkenden Lebensfreude. Wir machen uns von den skandinavischen Ländern sehr oft falsche Vorstellungen. Wenn ich denke, welche Genußsucht, welcher Daseinsüberschwang manchmal in Schweden ausbricht, was da gegessen wird... dazu die wirklich fast ausnahmslos schönen Menschen.

Kopenhagen übrigens hat eigentlich nichts Auffallendes. Ich könnte Ihnen vom Schloß, den Bibliotheken usw. nichts erzählen, was Ihnen Eindruck macht. Bis auf eines: Die Statue des einsamen Märchendichters Andersen im Königsgarten hat mich immer wieder gerührt. Sicher hat dieser stille Mann für Dänemarks internationalen Ruhm das meiste getan. Ich habe seine Märchen immer sehr geliebt.“ Die Drei blättern ein paar Minuten in Prospekten, dann nimmt die neue Bekanntschaft den Faden wieder auf. „Klein-Paris? Auf keine Stadt paßt dieses Wort eigentlich so wie hier auf Frankfurt.“ „Hier meine

Freundin, selbst eine Französin, die sehr häufig in Deutschland lebt, versichert mir immer wieder, daß der silbrige Duft über dem Main der gleiche sei wie die unbeschreibliche Atmosphäre auf den Seine-Inseln.“

„Wie, die Dame ist Französin?“, rufen die Geschwister erstaunt aus. — „Oui monsieur, das bin ich. Ich bin eine ganz echte Französin, in der Touraine geboren, aber habe fast mein ganzes Leben in Paris gelebt.“

„Gnädige Frau, wäre es sehr unbescheiden, wenn wir Sie bitten, uns etwas von Paris zu erzählen? Wir hören so viel davon, lesen darüber, sehen französische Filme, aber wir selber kommen



Kopenhagen

wahrscheinlich vorerst nicht nach Frankreich und wir möchten doch schon jetzt etwas davon wissen.“

„Wie könnte ich da nein sagen, vor allem, wenn ein so charmanter, junger Mann mich darum bittet, und so eine reizende, kleine Dame. Oh, mein Paris, wie ist es doch so schön! Mag sein, daß Konstantinopel oder Rio de Janeiro landschaftlich noch viel schöner liegen. Aber diese Luft in Paris, vor allem im Frühling, und das Silber, das über die Gärten gebreitet ist, und dazu der zartblaue Himmel. Alles das über einer Stadt, die so eine alte Geschichte und so viel junge Lebensfreude hat. Glauben Sie mir, die

Maler stehen nicht umsonst mit ihren Staffeleien in langen Reihen am Ufer der Seine. Aber das, was ich meine, kann man ja nicht in einem Bild einfangen. In dieser Stadt prickelt etwas, das mich immer so glücklich macht. Es ist, als tränke man schon zum Frühstück Sekt.“ — „Oh, Madame“, unterbricht Peter den Redefluß der schwärmerischen Französin, „sicherlich ist meine Frage jetzt sehr dumm. Aber ist es denn wahr, daß die Frauen in Paris so elegant sind und die Parfüms so unerreichbar in ihrer Zusammensetzung? Kürzlich war auch bei uns in Bremen eine Pariser Modenschau. Nach den Bildern in den Zeitschriften waren da ganz



Oslo



Stockholm

herrliche Modelle. Leider waren sie auch sehr teuer.“

„Ah, Monsieur, darauf dürfen Sie nix geben. Die Eleganz der Pariser Modesalons ist gar nicht für die Pariserin bestimmt. Die hat das nämlich nicht nötig. Doch es ist wahr, die Frauen in Paris haben ganz etwas besonderes. Nennen Sie es Eleganz, ich möchte es lieber mit Charme oder Chic bezeichnen. Glauben Sie etwa, die Pariser Verkäuferin in einem Schuhgeschäft oder eine kleine Modistin oder auch die durchschnittliche Bürgersfrau verdient so viel, daß sie sich ihre Modelle bei M. Dior oder Schiaparelli fertigen lassen kann? Mais non, die geht hin, kauft sich ein Stückchen Stoff und einige kleine, nette Applikationen und dann hat sie ihr letztes Modell. Es ist hier wie überall. Es kommt nicht auf das was darauf an, sondern auf das wie. Oh, die echte Pariserin ist recht einfach und hält das Geld bis auf den Sou zusammen. Sie ist es, die ihrem Mann die Verwirklichung seines Ideals, nämlich mit spätestens 50, möglichst aber schon vom 40. Jahr ab nicht mehr arbeiten zu müssen, erreichen hilft. Stellen Sie sich vor, in unserem Lande verfügen die Frauen kaum über juristische Selbstständigkeit, und doch besitzen sie alle Rechte. Wodurch? Nun, Sie fragen mich, so muß ich Ihnen sagen, durch ihren Charme. Ach, und der ist so leise und unaufdringlich. Natürlich schminkt sie sich, aber sie macht es individuell. Sie weiß, welche Farben zu ihr passen und nimmt nicht kritiklos alles, was ihr angeboten wird. Nein, da seien Sie absolut sicher, die vielen großen Schönheitssalons, die in vielen Fällen gleichzeitig Modellhäuser sind, könnten alle zumachen, wenn sie auf die Französin als Kundenschaft angewiesen wären. Die existieren für die reichen Amerikanerinnen aus den Staaten und

aus Südamerika. Sie werden recht wenig echte Pariserinnen wochentags in Nylonstrümpfen sehen. Und was der Fremde in Paris oder Frankreich allgemein an Frauen kennenlernt, das sind nicht die Bürgersfrauen und nicht die Töchter aus bürgerlichem Hause. Das sind die, die aus dem leichten Leben schon immer einen Beruf machten. Und lassen Sie sich noch einen Rat geben von mir, kommen Sie nach Paris, so kaufen Sie nix in der Rue de Rivoli oder auf den Champs Elysées oder auf dem Boulevard Haussmann oder wie sie alle heißen, so wundervoll die Auslagen dort auch sind. Dort zahlen Sie nur die Dekoration. Aber

die kleine Modistin, die im Hinterhaus wohnt, und die kleine Friseurin, die fleißig ist und nach dem Dienst im großen Salon noch ihre Privatkundschaft bedient, hat das Unbezahlbare in den Fingerspitzen.“

„Wir sind Ihnen so dankbar, gnädige Frau, daß Sie sich so lange mit uns beschäftigen. Das alles sind Dinge, die man in keinem Reiseführer liest und die doch für uns mindestens so interessant sind, wie die Geschichte der Stadt selbst.“

„Eh bien, junger Herr, machen Sie sich keine Sorgen. Von Paris zu sprechen kann ich nie müde werden, und noch viel weniger, wenn mir so viel Interesse entgegengebracht wird. Sie würden als Fremder ja auch nie das andere Paris kennenlernen. Das Paris der kunstfertigen Handwerker, der Kunsttischler und der Buchbinder. Sie wissen vielleicht, daß Sie bei uns in den Buchhandlungen fast nur broschürte Romane kaufen. Wenn sie Ihnen sehr gut gefallen, so lassen Sie sie sich nach Ihrem Geschmack einbinden. Diese kleinen Handwerker leben so sparsam. Selten hat irgendeiner sein eigenes Telefon. Das nächste kleine Café bedient ihn, und sonntags geht die ganze Familie nur etwas im Bois de Boulogne oder im Luxembourg spazieren, und so, wie man bei Ihnen den Hund mit spazieren führt, so nimmt der Pariser sein vergöttertes Kätzchen mit. Ohne Katzen ist Paris undenkbar, denn wir haben eine schreckliche Rattenplage. Das, was Sie in Reiseprospekten finden; ist das Paris des III. Napoleon, das Paris der Prunkbauten, der großen Museen, der internationalen Vergnügungsindustrie und der internationalen Preise. Die wirklich große französische Tradition finden Sie dort nicht. Aber gehen Sie einmal auf den Père Lachaise. Sie wissen, so nennen wir unseren großen historischen Fried-

hof. Dort finden Sie Paris. Nicht nur im Dôme des Invalides. Dort ruhen Abälard und Heloise. Dort sind die Gräber von Börne und Musset, und am Place Vendôme finden Sie Chopins Sterbehäus. Und gehen Sie rüber zum Grève-Platz, dann stehen Sie auf der Stelle Europas, die das meiste Blut getrunken hat. Zu Zeiten des Roi soleil, des XIV. Ludwig, stand dort der Galgen, und das Volk umstand ihn oft in hellen, aufgeregten Scharen. Während der französischen Revolution . . . Aber das wissen Sie alles selbst, ich will mich nicht daran erinnern. Das Leben ist viel zu kurz, um von dem grausigen Tod zu sprechen. Wie wichtig der Platz im Leben der Stadt war, ersehen Sie daraus, daß bei uns ein Aufstand der Arbeiter la grève genannt wird, weil sich dort auf dem Grève-Platz auch früher die mit der Regierung unzufriedene Bevölkerung versammelte. Ach, wie wenige wissen, daß unsere Stadt, die heute allerorts la ville lumière genannt wird, früher einmal recht finster war. Denken Sie an, ein einfacher Bürger durfte abends nach Eintritt der Dunkelheit keine Kerze oder Laterne anzünden, das war Verschwendung. Wenn Abälard seiner Heloise schreiben wollte, so durfte er Licht haben, denn er war ihr Lehrer. Heloise aber durfte nicht. Ich spreche gerade von einem Lehrer. Wissen Sie eigentlich, wie unsere berühmte Universität, die Sorbonne, zu ihrem Namen gekommen ist? Ich sehe, Sie wissen nicht. Nun, im 13. Jahrhundert lebte ein reicher Herr, Sieur Robert de Sorbonne, der für ein Dutzend obdachlose Studenten einen Schlafsaal einrichtete. Immer mehr Studenten kamen hinzu, und so bekam der Stadtteil bald den Namen Quartier latin. Aber das ist lange vorbei, und dennoch stehen heute noch, genau wie vor Jahrhunderten, die Bouquinists am linken Seine-Ufer, und in ihren alten Schmökern wühlen die Studenten wie eh und je. Ach, ich könnte Ihnen ja noch so viel erzählen. Von der Madeleine und der Nôtre Dame. Aber die und die Geschichte ihres unglücklichen Glöckners werden Sie aus Victor Hugo's berühmtem Roman kennen. Ach, und dann unsere Oper. Sehen Sie, so sind wir Franzosen. Als Ihr Richard Wagner das erstemal mit seinem 'Tannhäuser' zu uns kam, wurde er ausgepiffen. Und spielen sie heute Wagner in der Opera, so ist das Haus gefüllt bis auf den letzten Platz."

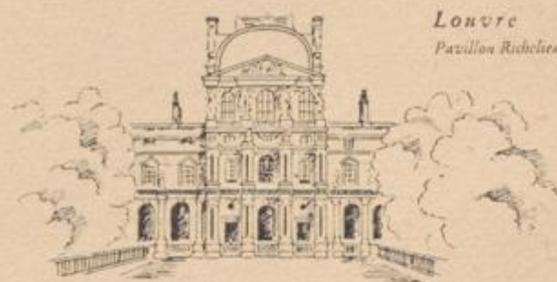
"Madame, Sie beschämen uns mit Ihrer Liebenswürdigkeit, uns so ausführlich und interessant über Paris zu berichten. Alles, was Sie uns so eben sagten, haben wir natürlich nicht gewußt. Aber etwas kannten wir schon von der französischen Geschichte. Leider die etwas weniger angenehme Seite. Ich dachte da an die Bartholomäus-Nacht und das Wort Heinrichs IV., der sagte, 'Paris ist eine Messe wert!', und daraufhin katholisch wurde, um König von Frankreich werden zu können."

"Ah, mon cher monsieur, da wissen Sie noch nicht alles. Wußten Sie denn, daß unser Louvre, das berühmte Museum, in dem die ewig lächelnde Mona Lisa hängt, einmal ein Festungsturm war? Denken Sie an, als Philippe Auguste 1257 zu einer Kreuzfahrt auszog, sperrte der alte Herr seine Frau, Knechte, Tiere und alle Kostbarkeiten dort ein. War das nicht auch grausam? Aber ich mache jetzt Schluß, ich muß Sie ja ermüden. Nur eines lassen Sie mich Ihnen noch sagen. Fahren Sie nicht immer nur mit der Metro durch Paris und nehmen Sie nicht ständig ein Taxi, sondern gehen Sie recht viel spazieren und nicht nur auf den großen Boulevards, sondern durch die kleinen Gäßchen auf der Seine-Insel, rings um Nôtre Dame und die Madeleine, und beobachten Sie, wie auch heute noch der Pariser im Caféhaus sitzt und seinen Aperitif trinkt und sich dort durchaus zu Hause fühlt. Besuchen Sie den Montparnasse und auch den Montmartre, die Hügelstadt der Bohème."

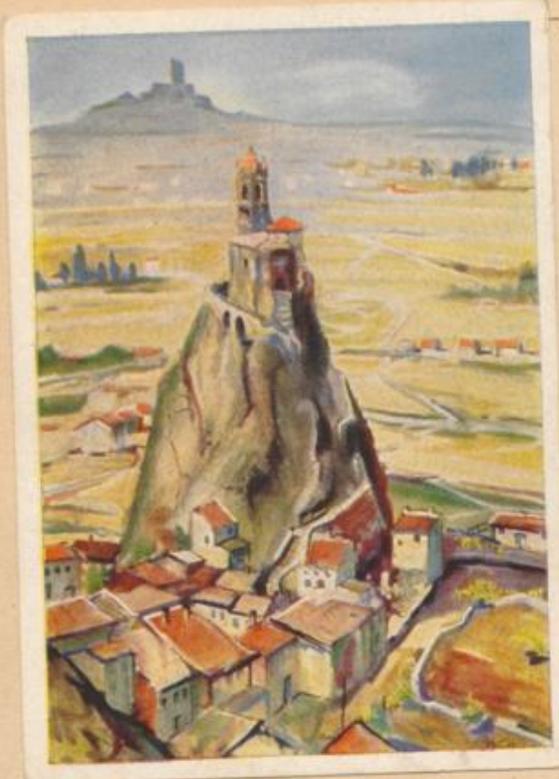
"Dort sind doch auch", wirft Peter leicht errötend, aber mit männlicher Überlegenheit ein, "die berühmten Lokale, von denen in den Pariser Romanen so viel geschrieben wird."

"Ah, papperlapapp, die sind zum größten Teil eine Erfindung der Romanschriftsteller. Sie als Fremder würden nie erkennen, wer ein sogenannter Pariser Apache ist und wer ein einfacher Handwerker. Das ist genau wie mit der Ackerstraße in Berlin. Ich habe sie gesehen, eine einfache, ruhige und sehr langweilige Vorstadtstraße mit grauen Mietskasernen, die entsetzlich viele Hinterhöfe haben. Der Eingeweihte weiß überall, wo er Sensationen findet. Natürlich kann es Ihnen passieren in Paris, daß Sie in eine Gegend kommen, wo Sie sich recht unsicher fühlen. Aber ist das in irgendeiner Großstadt anders? Ehe Sie das aber suchen, fahren Sie lieber noch einmal an die Kanalküste nach St. Malo, St. Nazaire oder in die Vogesen oder noch weiter nach Süden, in die Provence, das Land der Troubadoure. Dort im Tal Vaucluse hat Petrarca gelebt . . ."

"Wenn das so weiter geht", mischt sich die Dame, die so reizend von Kopenhagen zu plaudern wußte, jetzt ein, "sitzen wir morgen früh noch hier und kommen über Petrarca nach Italien. Wir müssen jetzt unbedingt zum Flughafen fahren,



Louvre
Pavillon Richelieu



Le Puy, St. Michel

sonst treffen wir Ihren Herrn Vater nicht mehr“, fährt sie, sich an die Geschwister wendend, wie entschuldigend fort.

„Oh, Madame, haben Sie vielen, vielen Dank. Ich hätte Ihnen immerfort zuhören mögen. Ich habe gar nicht bemerkt, daß wir beinahe unsere Verabredung auf dem Flughafen versäumt hätten“, bedankt sich Erika bei der reizenden Französin.

Die kleine Gesellschaft ist von dem Flughafen einfach überwältigt. Es ist ein schöner Tag, mildes Sommerwetter, die Flugzeuge starten und landen ununterbrochen. Das Brausen und Dröhnen in der Luft hört überhaupt nicht auf. Die Kinder namentlich, deren geheime Sehnsucht schon lange auf eine Fahrt im Flugzeug wartet, kommen aus dem Schauen und Staunen nicht heraus.

„Sieh doch, Vater“, ruft das Mädchen aufgeregt, „diese ganz alte Frau!“

Tatsächlich, die Stewardessen helfen einer gebrechlichen, weißhaarigen Frau aussteigen und führen sie sorgsam zu einem anderen Anschlußflugzeug. Das Beispiel zeigt, mit welcher Vorsorge und mit wieviel individuellem Verständnis sich die verschiedenen Luftfahrtgesellschaften um ihre Passagiere kümmern. Erika platzt geradezu vor offen eingestandenem Neid. „Diese

alte Dame kann eine so weite Reise machen, von New York und nun, Gott weiß, wohin, und ich, ich bin schon fünfzehn, und war noch nie in einem Flugzeug.“

Alles lacht und bedauert den schwer geprüften Vater aufrichtig. „Sie werden schon noch mal in so einem Flugzeug sitzen, Erika“, fährt ein neuer Bekannter fort. „Das geht schneller, als wir denken. Und wenn man es sich überlegt: da fährt so eine bejahrte Dame friedlich von West nach Ostamerika, dann über den Ozean und nach Europa. Diese Überquerung von ganz Amerika gehört seit je zu meinen stärksten Reiseindrücken. Wenn ich an die Luft-Omnibusse denke, die von San Franzisko über Chikago bis nach New York fliegen! So eine Stadt wie Chikago zu sehen, das ist beinahe etwas Nervenzerreißendes für uns. Diese ungeheuren Schlachthäuser. Diese Riesenstädte an den großen Überlandrouten sind sich ja alle ähnlich, aber auf mich wirken sie immer wieder imponierend. Wissen Sie, ich kann es nicht vertragen, wenn sogenannte Idealisten auf die Technik herabsehen und uns einreden wollen, sie sei an unserem kulturellen Unbehagen schuld. Daran sind ganz andere Dinge schuld. Was würden diese Idealisten sagen, wenn es keine Verkehrsmittel, keine Telephone, kein Radio mehr gäbe! Nichts anderes geschähe, als daß die Welt wieder zusammenschrumpfte und klein würde. Und wir wären alle gerade innerlich sehr viel ärmer geworden. Die Welt kann schön sein, wenn der Mensch alles tut, um das Dasein zu steigern, um sich, sagen wir es einmal ganz offen, das Leben ein bißchen bequemer und leichter und farbiger zu machen. Es bleibt noch immer genug, was ihm dieses armselige Leben schwer macht. Warum soll er nicht aus vollen Zügen die Vorteile genießen, die die Technik ihm bietet? Vorausgesetzt leider, daß er sie bezahlen kann. Dieser wunde Punkt bleibt ja immer noch. Aber abgesehen davon, nein, ich fand es herrlich, wie ich damals die Vereinigten Staaten durchquerte, durch die Kornkammern, die grausamen Hitzegebiete fuhr, und schließlich in San Franzisko ankam, dieser wunderbaren Stadt.“

Die Mitreisenden nicken ihm freundlich zu. Gerade der Flughafen ist ja ein Beweis für seine Worte. Sie kennen alle diese törichten Ideologen, die die Welt wieder auf die rührende Spitzwegszenerie der Romantik zurückschrauben wollen und für die Romantik der Riesenräume, der tapferen und männlichen Erderoberung keinen Sinn haben.

Erika und Peter haben sich im Warteraum inzwischen an einen kleinen Tisch gesetzt, auf dem bunte amerikanische Zeitschriften liegen. „Sieh mal“, sagt das Mädchen. „hier, das ist doch New York? Wie schade, daß ich nicht so gut englisch kann, diese Illustrierten sind sicher sehr interessant.“ — „Hier ist ein kleiner Aufsatz über die

fünfte Avenue mit netten Bildern, warte, ich übersetze ihn dir." Die Geschwister setzen sich zusammen und Peter, der gut Englisch spricht, übersetzt der Schwester fließend einen kleinen Zeitschriftenbericht von jener berühmten New Yorker Straße, die in allen Romanen und Filmen ihre Rolle spielt. Zu den verschiedenen Absätzen sind bunte Photos beigefügt, die das Mädchen mit Interesse betrachtet. Da heißt es:

Unsere „Fünfte“

Es gibt viele Avenuen in New York. Aber die fünfte Avenue, sie ist das Paradestück der Stadt, und wir nennen sie mit geradezu selbstverständlichem Stolz einfach die „Fünfte“.

Wenn Sie einmal eine Luftaufnahme von New York ansehen, so erkennen Sie, wie diese Avenue die Stadt wie ein tiefer Graben durchschneidet. Da, wo sie ihren Schnittpunkt mit der 42. Avenue hat, ist der tollste Verkehr, den es überhaupt auf der Welt gibt. Noch toller geht es nicht. Und dennoch wird er wie von Geisterhänden geregelt und es ist unbegreiflich, daß so wenig passiert. Sie fängt ganz idyllisch an, unsere Fünfte. Wie in einer friedlichen kleinen Stadt, was New York früher ja auch einmal war. Spielplätze liegen im Grünen, Kinder buddeln im Sand, auf den Bänken sitzen alte Leute und schlafen. Das Washington-Tor steht ruhig und freundlich da. Es ist schon von so vielen Malern gemalt und gezeichnet worden, es läßt es sich auch weiterhin geduldig gefallen. Dann aber wird sie vornehm. Der Straßenteil der Villen beginnt. Die alten Familien haben dort gebaut. Das Rockefeller-Museum steht dort mit seinen vielen Kunstschätzen. Nach den Villen kommen die vornehmen Etagenhäuser. Diese Mietwohnungen, mit raffiniertem Luxus ausgestattet, sind so teuer, daß eigentlich

auch nur Millionäre dort wohnen können. Es gibt Familien, die zehn Jahre und noch länger warten, bis so eine Etage einmal frei wird. Bei der Dienstbotennot auf der ganzen Welt ist es auch für Millionäre praktischer, auf einer Etage statt in einer ganzen Villa zu wohnen.

Nun aber kommt das Schönste. Das luxuriöse Geschäftsviertel. Von der Höflichkeit, mit der die Kundin in diesen Läden empfangen und bedient wird, können Sie sich keine Vorstellung machen. In den Auslagen schimmern die unvorstellbarsten Kostbarkeiten, Brillanten, Roben, Kunstgegenstände. Daß sich die Gangster für diesen Straßenteil besonders interessieren, versteht sich. Deshalb ist dort ein eigenes Nachrichtenbüro. Die hünenhaften und gut aussehenden Polizisten wandeln gemächlich auf und ab, zu jeder Auskunft bereit. Nicht alle Passanten wissen, daß zivil gekleidete Detektive sie unauffällig unterstützen. Auf jeden Polizisten in Uniform kommen zwei getarnte Detektive. Es soll nötig sein.

Zum Schluß dann kommt der populäre Teil. Spanish-Harlem, das Gewimmel aller Rassen, Gewirr aller Sprachen, bescheidene Läden, von denen alle nur möglichen Düfte ausgehen. Auch das ist New York, auch das gehört zur „Fünften.“

Der Vater, der ihrem Eifer belustigt zugesehen hat, kommt jetzt mit einem neuen Vorschlag.

„Ich habe heute Nachmittag geschäftliche Besuche vor und müßte euch ohnedies allein lassen. Wie wäre es, wenn ihr in das Amerika-Haus ginget. Dort sind immer ausgezeichnete Ausstellungen und Statistiken und das Frankfurter Amerika-Haus ist besonders gut ausgestattet und abwechslungsreich. Wenn ihr nicht zu müde seid, möchte ich euch sogar raten, anschließend zum British Information Centre zu gehen. Es ist nicht weit, jeder kann es euch sagen. Ich sah heute früh an einer Litfaßsäule, daß da der australische Film „Das große Treiben“ gezeigt wird. Bis 7 Uhr. Der Film ist hervorragend. Aber ich fürchte, ihr seid zu müde?“ „Aber nein, Vater, wir sind ja nur einmal in Frankfurt. Natürlich gehen wir hin.“

Die Stille und Kühle des vornehmen Baues wirken auf die beiden erfrischend und belebend. Gleich im ersten Stock zeigt ein kleiner Saal ein paar wirkungsvolle Luftaufnahmen von New York. „Sieh mal, Peter, da ist der berühmte Broadway.“



New York

„War das aber ein sehnsuchtsvoller Seufzer“, lacht Peter. „Was hast du denn am Broadway verloren?“ — „Nichts, aber man hört doch immer Broadway-Melodie, Broadway-Theater.“ — „Ich glaube, daß sich am Broadway eine wirkliche New Yorker Kultur befindet. Wenigstens lesen wir doch immer, welche interessanten Theaterexperimente da gemacht werden, daß die Stücke monatelang vor ausverkauften Häusern laufen, daß jeder Dichter, jeder Komponist und Schauspieler sich am Broadway behaupten muß. Hier glänzen die funkeln den Revuen, die Negerstücke, und ich glaube, hier sind auch die Bilderausstellungen mit Werken neuer Kunst. Am Eingang haben wir ja einige gesehen. Weißt du, Erika, ich fürchte, von diesem New Yorker Leben haben die meisten von uns doch eine zu schablonenmäßige Vorstellung. Natürlich, die Wolkenkratzer, die Freiheitsstatue, Manhattan, ein riesiger und gegliederter Verkehr, das alles wurde uns hundertmal vorerzählt. Mir kommen manchmal diese Millionenstädte, New York, Chicago, San Franzisko und wie sie alle heißen, richtig ein bißchen abgegrast vor, wenn du das recht verstehen willst. Wir glauben immer, es sei in Amerika so, wie die gutbezahlten, aber auf Stimmung eingestellten Magazinschreiber es schildern. Gottes eigenes Land, ewiger Sonnenschein und das limonaden-süße stereotype Lächeln der schablonierten Pin-up-Girls. Nichts davon ist wahr. Ich glaube überhaupt, wenn man ein Land kennenlernen will, darf man sich nicht auf die seichte, auf Absatz gerichtete Unterhaltungsliteratur einstellen, sondern muß zu den wirklich großen Dichtern greifen. Du mußt mal den Roman von Thomas Wolfe ‚Es führt kein Weg zurück‘ lesen. Da wird beschrieben, wie die jungen, geistig eingestellten Menschen in den Elendsvierteln fast verkommen und keiner den Weg zurück findet! Es ist ein erschütternder Roman. Ich habe damals mehr von Amerika begriffen, als wenn ich hundert Magazine durchgeblättert hätte. Mich beschäftigt das, aber dich langweile ich sträflich damit. Komm, wir gehen hinüber in den großen Saal, da siehst du ‚Das schöne Amerika‘. Das wird dich wieder aufmuntern.“

Als die beiden den Saal betreten, sehen sie an einem Tisch mit Karteien und Nachschlagebüchern eine Dame sitzen, die ihnen freundlich entgegenblickt. „Ich habe schon die ganze Zeit beobachtet“, sagt sie in tadellosem Deutsch, „daß Sie hier fremd sind und sich für unsere Arbeit interessieren. Heute ist ein ruhiger Tag, wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen gern Einiges erklären.“

„Haben Sie auch wirklich Zeit?“ — „Eigentlich ja nicht“, antwortet die Amerikanerin unbeschwert, „aber es macht mir selber Freude. Schade übrigens, daß Sie nicht schon eher da waren. Heute wurde ein kleiner Film über das

Yosemite-Tal vorgeführt, der Ihnen unser Land in seiner großartigsten Schönheit gezeigt hätte.“ „Ach bitte“, fragt Erika verlegen, „wie heißt das und was ist das für ein Tal?“

„Ja, der Name ist merkwürdig, er ist indianisch. Yosemite-Tal, Sie betonen auf der zweiten Silbe. Es ist Amerikas schönster Naturpark. Neunzehn haben wir, aber dieser? Er liegt übrigens zweitausend Meter hoch. Von San Franzisko fahren Sie die Sierra Nevada hinauf.“

„War es ein Farbfilm?“

„Ja, und Sie hätten eine Ahnung von den herrlichen Farben bekommen. Wissen Sie, das Schöne am Yosemite ist, daß er nicht allzu groß ist, so rückt alles zusammen, die ungeheuren abstürzenden Felsen und die Wasserfälle. Ungezählte, rosa und grünlich schimmernd. Ich habe die Schweiz gesehen, aber so etwas wie dieses Tal und seine Wasserfälle sah ich nie wieder.“

„Gibt's dort auch Tiere?“

„Schade, daß Sie den Film nicht sahen... Vögel, weiße, zärtliche, und dann, der Stolz des Tales, die hellbraunen Bären. Sie kommen ganz nah an den Besucher und sehen immer aus, als wollten sie sagen: Bitte Zucker! Dieses wundervolle Stück eines Alpengartens, so kann man ihn wohl nennen, ist von Besuchern überlaufen. Sehen Sie, hier habe ich einige Bilder. Gleich das schönste: der Lake Mirror, Spiegelsee. Ein Bergwasser von unheimlicher Klarheit. Wenn Sie sehen könnten, wie Sonne und Mond sich dort spiegeln.“

„Vielleicht sehen wir es auch einmal“, meint Erika sehnsüchtig. „Oh, warum nicht?“ geht die freundliche Bibliothekarin darauf ein. „Ich wollte Ihnen ja auch nur einmal von dem Amerika erzählen, das so unendlich schön ist. Auch die Niagara-Fälle, jene unvorstellbaren Kaskaden des Niagara in unserem Staat New York, gehören hierher. Auch sie sind ein Wunder an Naturschönheit, und die Hochzeitsreisenden, die Reisegesellschaften mit ihrem ‚oh, very nice!‘, die Artisten, die die Schnellen auf Seilen überschreiten, haben den Wasserfällen nichts von ihrer donnernden Urmacht genommen. Manchmal begreife ich nicht, daß unsere reichen Leute immer nach der Schweiz fahren. Im Yellowstone-Park, dem größten Naturschutzgebiet, sind die berühmten beiden Sprudel, die Geysir.“ „Ach, wir dachten, die gäbe es nur auf Island?“ „Ja, da sind sie sicher am charakteristischsten, aber unsere im Yellowstone-Park! Sie müssen eben später einmal herüberkommen, und sich das alles ansehen, den Gran Cañon in der Sierra Nevada, diese unheimliche Erdspalte mit den haushohen Riesentannen, oh, unsere ganze Westküste ist wundervoll.“

Die Augen der Erzählerin glänzen. „Sind Sie auch aus dem Westen?“ fragt Peter. „Ja, aus San Franzisko.“

„Oh“, fährt Peter fort, „ich hörte immer, daß



San Franzisko

San Franzisko landschaftlich wohl die schönste Stadt Amerikas sei. Abgesehen natürlich von New York, dessen Großartigkeit in seinen Häusermassen und seinem Verkehr, nicht in der Landschaft liegt."

"Ich möchte Ihnen raten", antwortet die Amerikanerin, "wenn Sie einmal viel reisen, nichts auf solche Steigerungen zu geben wie: die schönste Stadt, die schönste Aussicht usw... Es gibt ja nun einfach herrliche Plätze, aber wir können und sollen nicht vergleichen. Für mich, die ich aus San Franzisko komme, ist sie natürlich die schönste Stadt. Aber für jeden Brasilianer ist Rio de Janeiro selbstverständlich das Paradies. Sie müßten unsere Hafeneinfahrt sehen, Sie kennen sie doch von Bildern? Hier ist eine Ansicht. 'The golden Gate', 'das goldene Tor.' Das klingt, als käme man in eine Märchenstadt. Sie können es auch

ruhig so ansehen. Aber wenn Sie die Stadt nachts sehen könnten! Der Reisende, der in der Dunkelheit oder vom Großen Ozean her mit dem Flugzeug kommt, kann diese Pracht kaum fassen. San Franzisko ist überrieselt von einem glitzernden Lichterschleier, es sieht aus, als läge auf dem Meer ein funkelndes Geschmeide. Diese Stadt ist anders als die typischen amerikanischen Großstädte. Von dem berühmten Erdbeben sehen Sie auch schon lange nichts mehr. Übrigens soll das Feuer damals in der Stadt viel schlimmer gewütet haben als die rollende schwankende Erde. Die Feuerschutzmaßnahmen waren ganz unzulänglich, es hätte viel Unglück vermieden werden können, wenn man vorsorglicher gewesen wäre. Jetzt ist man fast übergenu, aber besser ist besser. Hier kann ich Ihnen eine Postkarte vom Golden Gate Museum zeigen. Alle berühmten Pioniere sind darin aufgestellt, in einer deutschen Zeitung wurde es scherzhaft 'Yankee-Walhalla' genannt."

"Wir hören", meint Peter, "oft, daß San Franzisko die goldene Stadt genannt wird. Ich glaube, das ist gar nicht so poetisch, das hängt doch sicher mit den Goldsuchern zusammen." — "Da haben Sie recht. Die ersten Ansiedler, die todesmutig in ungeheuren Trecks aus dem Osten bis zu dieser Westküste fanden, waren Goldsucher. Die Leistung dieser Trecks ist für uns Amerikaner ein Stück Helden-Epos. Wie viele blieben zurück, verdursteten, verirrteten sich, starben an Erschöpfung, denn zum Schluß mußten sie noch über das Gebirge, und dann erst, endlich lag das Küstenland vor ihnen. Wenn man bedenkt, 1847 hatte San Franzisko fünfhundert Einwohner. Seinen Namen bekam es nach Franz von Assisi, dem Heiligen der Armut. Ausgerechnet diese



Rio de Janeiro

Stadt, in der das Goldfieber seine üppigsten und verderblichsten Blüten trieb. Übrigens kennen Sie die phantastische Geschichte des Schweizers Suter, dessen Prozeß noch heute nicht abgeschlossen ist? 1834 kam er als Bankerotteur, der Frau und Kind in Europa zurückgelassen hatte, nach New York. Mehrere Jahre lang versuchte er hier mehr schlecht als recht sich durchzuschlagen. 37 wagte er den Sprung ins Ungewisse mit einer Karawane vom Fort Independence aus. Drei Monate lang ist er mit seiner kleinen Begleitung unterwegs, bis er im Fort Vancouver landet. Dort sieht er sich allein, denn einige Mitglieder seiner Karawane sind gestorben, die anderen haben ihn verlassen. Er läßt aber nicht ab von seinem Vorhaben. Die Lockung des magischen Namens California sitzt ihm im Blut. Auf einem Segler durchkreuzt er den Pazifik und landet endlich an einer Siedlung, die kaum den Namen eines Dorfes verdient und die sich San Franzisko nennt. Es ist keineswegs die Stadt von heute, sondern eine Anhäufung von Hütten, in der echt südländische Unordnung herrscht und sich der Mangel jeder Autorität auf Schritt und Tritt bemerkbar macht.

Suter mietet ein Pferd und reitet das fruchtbare Tal des Sacramento flußaufwärts. Ein Tag genügt ihm, um zu sehen, daß hier nicht nur Platz für eine Farm oder für ein Gut, sondern für ein ganzes Königreich ist. Am nächsten Tag bereits ist er in Monte Rey beim Gouverneur und erklärt ihm seine Absicht, Land urbar zu machen, eine Kolonie Neu-Helvetien zu gründen. Auf die Frage des Gouverneurs, warum 'Neu-Helvetien', antwortet Suter stolz, er sei Schweizer und Republikaner. Im Jahre 39 ist Suter so weit, daß er Leute genug hat und Arbeitsgeräte, um seine Absicht auszuführen. Mit 3 Vorarbeitern und 150 Kanaken, die von 30 Büffelwagen mit Lebensmitteln, Sämereien und Munition begleitet sind, schlägt er sein Lager am Sacramento auf, um von dort seine Siedlungsarbeit zu beginnen. Bereits die erste Ernte zeigt ihm, daß er auf dem

richtigen Wege ist. 500^{0/10}ig haben sich die Saaten ausgewirkt. Suter liefert nicht nur die Lebensmittel für Monte Rey und San Franzisko, sondern auch die Sandwich-Inseln werden von ihm beliefert und Segler legen an der Küste an, um seine Ernten bis nach Vancouver zu bringen. Er pflanzt Schweizer Obst an und läßt Weinreben aus Frankreich und vom Rhein kommen. Er baut Häuser für sich und seine Arbeiter und kann es sich nach wenigen Jahren leisten, ein Klavier von Pleyel aus Paris 180 Tagereisen weit kommen zu lassen. Er hat Kredite bei den großen Bankhäusern Englands und Frankreichs. Als 45jähriger, auf der Höhe seines Triumphes, erinnert er sich, vor 14 Jahren Frau und Kind in der alten Welt gelassen zu haben.

Er, der ehemalige Bankerotteur, ist unumschränkter Herrscher über ein Gebiet, das in der Alten Welt die Größe eines Fürstentums hätte. 1848 ist das Jahr der Katastrophe. Einer seiner Schreiner, ein Mann namens James W. Marshal, kommt aufgeregt zu ihm ins Haus gestürzt und erzählt ihm, zitternd vor Aufregung, daß er weit oben auf seiner Farm in Coloma Gold gefunden habe; zumindest glaubt er, es sei Gold. Suter nimmt die Körner in die Hand und macht die Scheideprobe. Es ist Gold. In aller Verschwiegenheit will er am anderen Tag mit Marshal zur Farm hinaufreiten, denn instinktiv weiß er, daß er diesen Fund geheim halten muß, will er Herr auf seinem Gebiet bleiben. In Coloma selbst nimmt er den paar wenigen Weißen, die bei ihm arbeiten, das Wort ab, nichts über den Fund verlauten zu lassen. Er scheint der reichste Mann der Welt. Der reichste Mann?

Nach acht Tagen ist das Geheimnis kein Geheimnis mehr. Eine Frau hat es irgend einem Vorübergehenden erzählt und vielleicht einem Bettler ein paar Körner des gelben Staubes gegeben. Der Erfolg ist beispiellos. Augenblicklich verlassen alle Männer Suters ihre Arbeit, verstreuen sich mit den unmöglichsten Arbeitsgeräten über das Land und wollen Gold suchen.

Suters Landung in „San Franzisko“



Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde von dem Goldfund die Küste entlang, und jetzt kommen wahre Heuschreckenschwärme von Menschen an. Zu Schiff, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, eine zügellose Horde, die kein Gesetz mehr als das ihrer Habgier anerkennt, und die keine Gewalt, nicht der entscherte Revolver und nicht die geschwungene Peitsche mehr von ihrem sinnlosen Vorhaben abhalten kann, ergießt sich über die blühende Kolonie. Die Saaten werden zertrampelt, die Häuser stehen leer. Nach wenigen Monaten ist alles eine Ödenei, und über Nacht ist Joh. August Suter bettelarm geworden. Arm geworden an seinem Gold, das eigentlich ihm gehört. Denn auf seinem Grund und Boden, der ihm gesetzlich zugesichert war, wurde es gefunden. Wie König Midas ist er am Gold erstickt. 1850 wurde Kalifornien von Mexiko gelöst und in die Union der Vereinigten Staaten von Nordamerika als jüngster Staat aufgenommen. Unter den strengen Gesetzen der Vereinigten Staaten kommt endlich Ordnung in das goldbesessene Land. Die Anarchie wird beendet. Jetzt tritt Suter mit seinen menschlich und gesetzlich berechtigten Ansprüchen auf. Der Staat ist verpflichtet, den Schaden, den er durch Diebstahl seines Eigentums erlitt, gutzumachen. An allem aus seiner Erde geförderten Gold beansprucht er seinen Teil. Ein Prozeß beginnt, wie ihn die Menschheit in dieser Dimension noch nicht kannte. 17 221 Farmer verklagte er, die sich auf seinen Pflanzungen angesiedelt haben. 25 Mill. Dollar Schadenersatz fordert er für das von ihm Erbaute, für die durch die Beklagten zerstörten Wege, Kanäle, Brücken, Stauwerke, Mühlen usw. und weitere 25 Mill. Dollar für Anteil an auf seinem Grund und Boden geschürftem Gold. Sein ältester Sohn Emil hat in Washington Jura studiert, um den Prozeß zu führen. Die ungeheuren Einnahmen, die Suter aus seinen neuen Farmen zufließen, verwendet er nur dazu, diesen Prozeß zu führen. Vier Jahre lang treibt er ihn durch alle Instanzen. Am 15. März 1855 wird das Urteil gefällt. Der unbestechliche Richter Thompson, der höchste Beamte Kaliforniens, erkennt Suters Ansprüche auf den Boden als vollkommen berechtigt und unantastbar an.

Also doch der reichste Mann der Welt? Nein und abermals nein! Auf die Nachricht von dem Urteil hin bricht ein Sturm in San Franzisko und im ganzen Land los. Hunderttausende rotten sich zusammen. Alle bedrohten Eigentümer, der Mob der Straße, das immer plünderungsfrohe Gesindel, sie stürmen den Justizpalast und brennen ihn nieder. Sie suchen den Richter, um ihn zu lynchen und machen sich auf, um den ganzen Besitz Suters zu plündern. Sein ältester Sohn erschießt sich, der zweite wird ermordet, der dritte flieht und ertrinkt auf der Heimkehr. Eine Feuerlohe steht über Neu-Helvetien. Suters Farmen werden niedergebrannt, seine Weinstöcke

zertrreten und sein ungeheurer Besitz zur Wüste gemacht. Er selbst rettet sich mit knapper Not. 25 Jahre lang irrt ein alter, geistesschwacher, schlecht gekleideter Mann in Washington um den Justizpalast. In allen Büros dort kennt man den „General“ im schmutzigen Überrock, der seine Milliarden fordert, und immer wieder finden sich Winkeladvokaten und Abenteurer, die ihm die letzten Pfennige seiner Pension, die ihm der Staat zahlt, entlocken und ihn zu neuen Prozessen treiben. Er selbst will ja gar kein Geld. Er haßt das Gold, das ihn arm gemacht und ihm drei Kinder gemordet hat. Er will nur sein Recht und verfißt es mit der querulanten Erbitterung des Monomanen, bis ihn am 17. Juli 1880 der erlösende Herzschlag trifft. Man trägt einen toten Bettler fort, einen Bettler, der in seiner Rocktasche die Streitschrift trägt, die ihm und seinen Erben nach allen irdischen Rechten und Gesetzen den Anspruch auf das größte Vermögen der Weltgeschichte sichert.

Noch immer steht San Franzisko auf einem Boden, der seinen heutigen Besitzern nicht gehört. Noch immer werden blühende Farmen betrieben und Erdschätze ausgebeutet, die rechtlich gesehen nur geliehener Besitz sind.

Die Goldgräber kämpften einen wahrhaft mörderischen Kampf. Die Goldwäscherei forderte ein Letztes an körperlicher Anstrengung von ihnen, sie mußten auf der Hut vor denen sein, die nach ihnen kamen und besonders vor denen, die mit ihnen kamen. Der Kampf um die Lizenzen war zermürbend, noch zermürbender war es, das Gold nach Hause zu bringen. Zu viele — verschwanden. Sie verstehen. Trotzdem, wer Glück und Ellenbogen hatte, konnte reich werden. In der Sierra Madre in Mexiko waren große Goldgräbereien und sind es immer noch. Lesen Sie von B. Traven einmal „Der Schatz der Sierra Madre“. Besser kann man die Goldsucherei gar nicht beschreiben, und Traven ist ein großartiger Schriftsteller. Er sollte wirklich nicht nur von der Jugend gelesen werden. Dort finden Sie übrigens eine sehr eindrucksvolle Beschreibung, wie die ganze Landschaft durch die großen Ölfunde umgeschaffen wird. Öl, das ist ein Lebensnerv für uns. Überall erheben sich in solchen Landstrichen die Bohrtürme, die Flüsse sind dick von Öl überzogen, es riecht in der Luft, der Himmel ist dunstig. Vielleicht haben Sie von Flaherty den kürzlich vollendeten Kulturfilm „Louisiana-Legende“ gesehen? Nein? Schade. Da wird der Bau eines solchen Bohrturms gezeigt. In Louisiana ist viel Öl, es ist ein reiches, heißes, schon südliches Land. Mit Krokodilen können Sie da spielen, so viel Sie wollen. — Aber jetzt wollen wir in den zweiten Stock gehen, wo noch ein paar Aufnahmen von Kanada hängen.“ „Kanada? Das hätte ich im British Information Centre gesucht, nicht hier. Es gehört doch zum Commonwealth?“

„Freilich. Aber drüben haben sie nicht so viel Platz wie wir, und wirtschaftlich sind ja die USA und Kanada sehr eng verbunden. Sie sehen schon, der Eindruck ist gar nicht sehr viel anders, nur, daß Kanada bis in die Eismeer-Region hineinreicht und gerade im Norden recht dünn besiedelt ist. Kanada ist einfach riesig, sein Reichtum an Naturschätzen unvorstellbar. Hier haben Sie ein Bild von Montreal. Dort auf der Karte sehen Sie den St. Lorenzstrom. Er ist sechshundert Meilen in das Land hinein für große Schiffe fahrbar und macht aus Montreal einen wertvollen Inlandshafen. Quebec ist die Stadt für die Weizenausfuhr, obwohl der Weizen selbst in der Provinz Manitoba, nicht in Quebec wächst. Daß die meisten Städte in Kanada französische Siedlungen sind, wissen Sie? Noch heute werden auch offiziell beide Sprachen, Französisch und Englisch gesprochen. Aber beachten Sie, bitte, hier diese statistische Darstellung. Sie sehen, wie viel rationeller man durch Ausnutzung der Maschinenkraft den Boden bearbeiten kann. Ein Europäer muß viele Stunden länger arbeiten, um sich einen Anzug zu verdienen als der Kanadier.“

Peter nickt anerkennend. „Diese Statistiken reden wirklich eine deutliche Sprache. Wir müßten noch viel mehr mit der Maschine in Europa arbeiten. Aber bei Ihnen ist die menschliche Arbeitskraft teuer, weil Sie zu wenig Menschen haben, bei uns ist sie leider billig, Europa ist überbevölkert.“ Er seufzt vor sich hin. Auch seine Zukunft und die seiner Schwester ist von dieser Überbevölkerung beschattet. Wie glücklich lebt man da in Amerika! Die Amerikanerin errät seine Gedanken und meint begütigend: „Machen Sie sich nicht zu günstige Vorstellungen vom Lebenskampf bei uns. Er ist sehr hart und wird mitleidlos mit allen Mitteln ausgefochten. Auch wir haben eine für unsere Wirtschaftsmöglichkeiten unverhältnismäßig hohe Arbeitslosenziffer. Europa und Deutschland vor allem werden mit ihren Problemen fertig werden, selbst wenn es schwer und unerfüllbar scheint. Glauben Sie ja nicht, daß bei uns alles rosig ist, obwohl der gebürtige Amerikaner — nicht der Auswanderer — im Augenblick die besseren Chancen hat. Ich entsinne mich noch, wie viele Sommer nach dem Krisenjahr 1929 unendliche Züge von Farmern aus dem Osten und der Mitte von USA nach Kalifornien kamen, um an den großen Obsternten, vor allem am Pfirsichpflücken, mitzuverdienen. Auch heute noch begegnet man vielen solcher Wanderarbeitern, die in einem alten Auto von Staat zu Staat ziehen, um Geld zu verdienen. Oft haben sie die ganze Familie bei sich. Wenn ich Sie noch in diese Ecke führen darf, hier sind einige schöne Aufnahmen von den Rocky Mountains, unseren kanadischen Alpen vor der Westküste. Über alles übrige, den Fischreichtum, die Jagd auf Pelztiere und ihre

In den Rocky Mountains



Zucht finden Sie in diesem kleinen Führer Genaueres. Nehmen Sie ihn sich ruhig mit. Darüber zu sprechen, wäre zu ermüdend.“

Die Dame geht ein Zimmer weiter, ruft den Geschwistern zu und meint: „Hier ist ein stilles Eckchen. Sie werden müde sein, und ich will Ihnen noch rasch etwas erzählen.“

Etwas abgespannt, aber gemütlich und ungestört sitzen die Geschwister in Sesseln und hören zu. „Sie wundern sich sicher über so französische Namen wie Montreal und Louisiana? Das führt in das siebzehnte Jahrhundert zurück, als die Franzosen im Süden von Kanada siedelten. Paris hat ja auch einen Place de Canade. Damals hieß Süd-Kanada ‚Neu-Frankreich‘, und es war das Werk des großen Ministers Colbert, dort einen Staat aufzurichten. Die Jesuiten leisteten ihre großartige, gar nicht hoch genug zu wertende Pionierarbeit, indem sie aus den Huronen — so hieß dort der größte Indianerstamm — zwar Christen machten, ihre individuelle Stammeseigenart aber überall schonten. Wer von den Huronen sich taufen ließ, wurde zugleich französischer Untertan, der König von Frankreich war sein König, Paris seine Hauptstadt. Huronen und Missionare lebten lange Zeit brüderlich zusammen. Ein Jesuitenpater Marquette war der erste, der zusammen mit einem Indianer den Illinois hinunterfuhr, den Missouri entdeckte und den Mississippi befuhr. Es waren auch Franzosen, die an der Mündung des Mississippi Siedlungen anlegten, New Orleans, Baton Rouge und St. Louis am Zusammenfluß des Missouri und Mississippi sind einige davon. Was für Eindrücke mögen die riesigen Flüsse und die unendliche Einsamkeit auf die Menschen der damaligen Zeit gemacht haben! Es hätte alles gut gehen können, wären die Huronen nicht die bestgehaßten Feinde der grausamen Irokesen gewesen. Diese Feindschaft hat im tiefsten Grunde den Untergang des fran-

zösischen Kolonialreiches mit sich gebracht und auch den Untergang des roten Mannes überhaupt.“

„Ach, bitte, erzählen Sie!“

„Die Irokesen waren bestrebt, ihre Selbständigkeit und ihr Land zu behalten und glaubten, die Engländer würden ihnen dabei helfen. Sie überfielen deshalb die franzosenfreundlichen Huronen und die englischen Kolonialtruppen griffen ein, anscheinend um ihnen Hilfe gegen die Franzosen zu leisten. Es war ein grausamer Krieg, hundertfünfzig Jahre lang soll, wie der Volksmund erzählt, es am Lorenzstrom in den Hütten noch gequalmt haben. Blitzschnell skalpierten sie, was ihnen an Weißen, Siedlern oder Missionaren, Frauen und Kindern in die Hände fiel. James Fennimore Cooper, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts starb, hat in seinen Romanen diesen Indianerkämpfen ein einfaches, aber ewiges Denkmal gesetzt. Schade, daß er jetzt nicht mehr so viel gelesen wird. Es kam, wie es kommen mußte. Frankreich verlor während des siebenjährigen Krieges in Europa immer mehr an Einfluß und Macht und infolgedessen auch langsam aber unaufhaltsam sein großes Kolonialland. Die Huronen liebten ihre französischen Herren, die fröhlich waren und sie nicht schindeten. Am Ohio, einem der schönsten Flüsse der Welt, hatten sie sich mächtig zur Verteidigung ihres Mutterlandes zusammengeschlossen. Gegen die Neuengländer, die stur und hart mit der Bibel kamen und im Grunde ihres Wesens jeden Roten nicht als Menschen, sondern als Sklaven betrachteten. Im dritten Kolonialkrieg leisteten die Indianer noch einmal heroischen Widerstand gegen die Engländer für Frankreich. Umsonst. Der Vernichtungszug der Engländer damals gegen die Indianer hatte nur das eine für uns Amerikaner unerwartet Günstige: Er trieb die Indianer auf die Seite der Amerikaner. Ich kann Ihnen die Einzelheiten der großen Kriege nicht erzählen, ich weiß sie nicht mehr. Aber es gab großartige Episoden. Pontiac und Tekumseh waren die letzten großen Führer der roten Rasse. Sie haben die Namen vielleicht aus Ihrer Kinderzeit noch in Erinnerung; heute ist der eine eine bekannte Automarke. Aber der indianische Heldenkampf ist eigentlich nichts für junge Leute. Dazu ist er zu traurig und grausam. Der rote Mann erlag, banal gesagt, der aufsteigenden Zivilisation und deren sogenannten Vorzügen, dem Alkohol und den Feuerwaffen. Die letzten

Stammesreste flüchteten mit den Bisons in die Urwälder, und welche fatale Rolle der Indianer heute zumeist spielt als tanzendes. Amulette verkaufendes Ausstattungstück am Gran Cañon, das wissen Sie vielleicht selbst. Was wir jetzt noch als Indianer ansprechen, hat nichts mehr mit der Tradition der roten Völker gemein. Sie gingen im achtzehnten Jahrhundert in einem Heldenkampf, von dem nur wenige wissen, unter.“ Ein ernstes Schweigen entsteht. Schließlich erhebt sich die Bibliothekarin. „Jetzt muß ich wieder an meinen Platz und Sie wollen ja noch ins British Centre. Sie brauchen sich nicht zu bedanken, es war mir eine Freude, zwei so aufgeweckten jungen Deutschen von unserem Land etwas zu erzählen.“

Im Britischen Information Centre stellen die Geschwister, die kurz vor der letzten Laufzeit des Films an diesem Tage ankommen, mit Überraschung fest, daß der Vorführraum fast überfüllt ist. Nur mühsam finden sie noch zwei Plätze nebeneinander. „Ist es bei Ihnen immer so voll?“ fragt Peter einen platzanweisenden Herrn. „Dieser Film zieht natürlich besonders. Er ist ein Spielfilm mit Handlung und synchronisiert. Aber auch unsere kleinen englischen Kulturfilme, die wir jeden Tag vorführen, sind immer sehr gut besucht. Vor allem von Erwachsenen. Man merkt, daß viele Besucher ihr Englisch dabei auffrischen. Übrigens sehen Sie zuerst einen kleinen Kulturfilm von Sidney.“

Sidney hat eine schöne Lage, stellen die Besucher fest, die blauen Berge erheben sich hinter einer großen, modernen Hafenstadt.

Vor den Augen der Schauenden fliegt ein merkwürdiges, schattenloses Land vorüber. Ein Sprecher erzählt von seiner Geschichte. Hollän-



Sidney

der haben es zuerst entdeckt, ein deutscher Forscher, Leichardt, unternahm 1844 eine zweite Expedition ins Innere, von der er nicht wiederkam. Noch immer leben in unwirtlichem Buschgelände zwerghafte Urvölker, häßlich, auf primitivster Stufe, scheu und menschenfern. Seine Einbeziehung in den geschichtlichen Raum geschah aber auf andere, höchst merkwürdige Weise. Die Australier selber sprechen gar nicht gern davon. Am 20. Januar 1788 landeten 757 Sträflinge aus England in der Jackson-Bai und legten als erste Siedler den Grundstein zu Sidney. Die heute so moderne, flutende und große Stadt mit eleganten Frauen und gut aussehenden Männern war also eine Sträflingskolonie. Das damalige Justizverfahren ging mit den Verurteilten nicht gerade glimpflich um. Das Siedeln war für sie eine Fron. Jeder trug eine schwere Kugel am Bein, und außerdem hatten sie in den Sträflingsanzügen grellgelbe Streifen. „Kanarienvögel“ nannte man sie mit grimmigem Humor; an Auskneifen war nicht zu denken. Sie wären auch in dem rätselhaften Land, in dem unberechenbar auf Regengüsse Dürre folgte, die die Seen ausdunstete, verdurstet. Allmählich kamen dann auch andere Siedler, der Ruf von Goldfunden drang nach Alt-England, Frauen kamen ins Land, die einen freiwillig, die anderen als Sträflinge. Über die Leinwand hüpfen Beuteltiere, die grotesken Känguruhs, und der Film berichtet von der uferlosen Kaninchenplage. Diese zahmen, reizenden Tiere, bei deren Anblick wir uns nichts Böses denken, wurden eingeführt und vermehrten sich zu Millionen. Sie zerfraßen die Weiden für das Vieh und hinterließen überall ihre Wühllöcher. Der Reiter und die Tiere brachen ein, und nicht nur die kostbaren Pferde, die die Sprunggelenke gebrochen hatten, mußten erschossen werden — es war wirklich eine ägyptische Plage. Ähnlich war es mit dem Raubzeug. Australien war ein Land ohne Raubtiere. Erst die Europäer brachten Hunde mit, die sich selbst überlassen, sich zu dem heutigen australischen Wolfshund, dem Dingo, entwickelten. Heute wird auf diese Dingo wegen des Schadens, den sie unter den Schafherden anrichten, regelrecht Jagd gemacht. Als der Film Aufnahmen der Eingeborenen zeigt, erklärt er zugleich den Bumerang, jene Waffe, die in die Hand des Würfenden zurückfliegt. Es ist ein mörderisches Instrument, auf der Känguruhjagd zerschneiden die Jäger den Tieren damit die Unterläufe. Das Innere des Landes macht auf das Publikum überhaupt einen trostlosen Eindruck. Dingos schleichen, nach Beute suchend, umher, das Lärmen der riesigen Ochsenfrösche dringt durch die Eukalyptuswälder, Emu-Strauße stolzieren zwischen Gummibäumen, und der Wald ist überall schattenlos, er hat kein Buschwerk, und die Blätter der Bäume drehen sich, um nicht verbrannt zu werden, mit ihrer Schmalseite

zur Sonne. Gewitter von unvorstellbarer Wuchtschwellen die Flüsse derart auf, daß oft großer Viehverlust eintritt. „Gerade kein angenehmes Land“, denken die Zuschauer und atmen erleichtert auf, als der Film wieder zu den Städten überblendet. Sie sind sauber und verraten Wohlstand. Dort kann der Einwanderer noch ein Unterkommen finden, allerdings, er muß sich aufs Handwerkliche und Praktische verstehen. Löhne und Gehälter sind gut, bei Fleiß und Vernunft bringt man es zu Wohlstand.

„Auf nach Australien“, sagt Peter vergnügt.

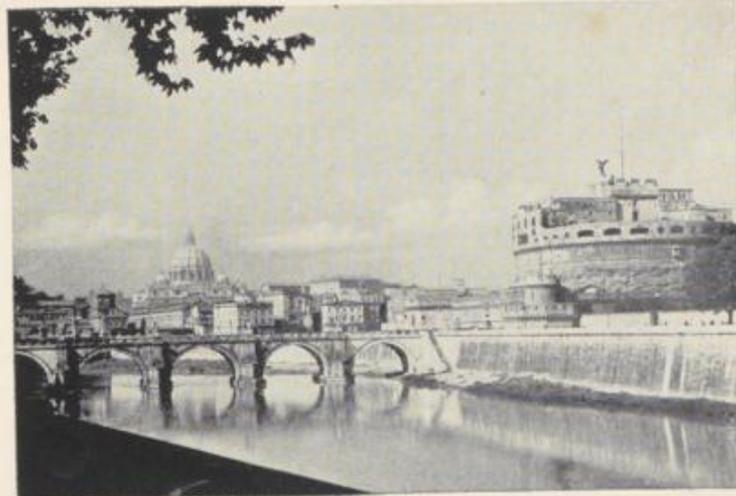
Nun kommt der Hauptfilm „Das große Treiben“ („The Overlanders“, wie er im Original heißt). Von keinen Schauspielern gespielt, ein Dokumentarfilm, der zeigt, wie Farmer aus Furcht vor einer japanischen Invasion im letzten Krieg ihre großen Rinderherden von Nordaustralien nach dem Süden treiben. Den Zuschauern öffnet sich jetzt die Weite des Landes, die Schönheit seiner geschwungenen Gebirgsstriche. Charakteristisch sind die Männer, schmale, sehnige Gestalten, auch Frauen sind dabei, blond, schlank, von klein auf mit dem Pferderücken verwachsen. Großartige Bilder ziehen vorbei, wenn die Herdenbesitzer ihre Tiere mühsam über die Gebirgskämme führen; manches kostbare Tier



Prag

stürzt in die Tiefe. Der Film zeigt die Verlorenheit des echten Kolonisten und zugleich die Klugheit, Zähigkeit und Entschlußkraft, die dieses harte Leben mit sich bringt. Australien ist auf einmal ein schönes Land, auch dieser Erdteil genau so wie alle anderen, und befriedigt verlassen die jungen Gäste das Haus.

Am anderen Morgen fährt die kleine Reisegesellschaft ausgeruht aus dem anstrengenden Frankfurt hinaus, südwärts. „Ich schlage vor“, meint der Vater, „wir machen in Heidelberg ein paar Stunden Rast und fahren erst am Nachmittag nach Baden-Baden. Wie denkt ihr darüber? Heidelberg ist so schön, ihr müßt es gesehen haben.“ Ja, Heidelberg ist wirklich schön. Mit tiefem Glücksgefühl atmen die jungen Norddeutschen die südliche Luft ein, hören den grünen Neckar unter den alten Brücken rauschen und genießen von der linken Flußseite aus, vom Philosophenweg, die edlen Maße des Heidelberger Schlosses, des vielbesungenen Ott Heinrichbaus. „Student sein, wenn die Veilchen blühen“, zitiert der Vater leise. Die Kinder sehen ihn fragend an. „In unserer Jugend sind wir ja alle Studenten, ob wir in einer Universität eingeschrieben sind oder nicht. Und Heidelberg, das ist das Symbol für die jungen, schwärmenden Mächte. Von hier aus begann die deutsche Romantik in unserem Blut zu kreisen und auch heute noch ist die Stadt verklärt, obwohl wir ja alle wissen, welch eine bittere und entsagungsvolle und sehr oft aussichtslose Sache so ein Studium heute ist. Ich selber habe nicht studiert und ihr werdet wohl auch rasch ins praktische Leben gehen. Aber ich liebte die Künste, vor allem die Architektur, und trat damals mit einem jungen Heidelberger Dozenten in Briefwechsel. Ich habe ihm geschrieben. Er lehrt noch an der Universität und wartet auf mich. Kommt, wir gehen über die Brücke zurück in die Stadt.“ In dem bescheidenen kleinen Dozentenzimmer, in das das Grün der Bäume fällt, die den Hof der Universität beschatten, sitzen die Drei sehr bald dem gelehrten Herrn gegenüber, der nichts von Stubengelehrsamkeit an sich hat und sich auf's Freundlichste nach ihren Plänen erkundigt. „Ich hatte als junger Mensch auch große Reise lust, Ihr Vater weiß es aus unseren Briefen, und einige Semester lehrte ich an der Universität Prag.“ — „Prag? Ach, die Goldene Stadt.“ — „Das ist sie in gewissem Sinne. Man darf heute nur nicht mehr lange darüber nachdenken, denn



Rom

wir können uns beim besten Willen kein Bild von den Veränderungen machen, die diese Stadt erfahren hat. Prag war jedenfalls eine schöne Stadt, unmöglich, alle Einzelheiten zu schildern. Für mich als jungen Professor war die Stadt besonders interessant, weil sie schon einmal, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, die Königin der europäischen Universitäten war. Karl IV., der Prag überhaupt das Gesicht gab, rief auch die Universität ins Leben. Damals war slawischer und deutscher Einfluß in gutem Gleichmaß verteilt, die Studenten, Deutsche, Ungarn, Böhmen, Polen, Italiener, studierten nach Landsmannschaften und lachendes, fröhliches Leben pulsierte durch die Stadt. Bis die unseligen Hussitenkriege kamen und den Nationalhaß brachten. Ihr wißt es vielleicht noch von der Schule, 1409 verließen die deutschen Lehrer und Studenten unter Protest die Stadt, die meisten gingen nach Erfurt und Leipzig. Das war ein großer Verlust für unseren Einfluß im Osten und ich empfand es stets als besonders ungerecht. Wenn ich nur an Peter Parler denke... Ihr kennt diesen bedeutenden deutschen Baumeister nicht? Der Meister, den Karl IV. aus Avignon mitgebracht hatte, war gestorben. Kurz entschlossen holte der Kaiser im nächsten Jahr aus Schwäbisch-Gmünd den dreiundzwanzigjährigen Peter Parler. Er war ein Baumeister, wie ihn der Kaiser suchte. Ohne seine Genialität wäre Prag nicht die Stadt, die sie heute noch ist. Aber niemand spricht davon, genau so, wie niemand von dem deutschen Kunsteinfluß in Krakau etwas wissen will. Prag jedenfalls wurde schöner mit jedem Tag und ein Italiener, der mit einer mäländischen Gesandtschaft um 1400 dorthin kam, schrieb begeistert: Die Stadt bietet fast den Anblick Roms, der Romulusstadt.

So wie sie ist sie mit Hügeln und Tälern geschmückt und statt des Tiber fließt die Moldau mitten durch die Stadt, über die Karl IV. die hochberühmte Brücke hat schlagen lassen." „Ich persönlich“, flücht jetzt der Vater beinahe spitzbübisch lächelnd ein, „war ja auch während früherer Geschäftsreisen manchmal in Prag. Mein ganzes Entzücken war die moderne Stadt. Diese schicken Frauen, wenn auch etwas grell bemalt, und Erika, die Süßigkeiten! Die reichen Besucherinnen von Karlsbad fuhren heimlich nach Prag, amüsierten sich von Herzen und futterten sich an den raffinierten Pralinen und Gebäcken die Pfunde wieder an, die sie im Bad mühsam verloren hatten; wir wollen hoffen, daß es wieder einmal die goldene Stadt wird wie einst.“

Der Vater winkt den Kindern zu, aufzustehen. „Wir müssen noch auf die Molkenkur fahren und das Schloß besichtigen und um drei Uhr geht es schon weiter.“ Ein herzlicher Abschied, die Kinder treten aus der Universität auf den breiten Platz und schon fluten neue Eindrücke auf sie ein.

Die kurze Bahnfahrt von Heidelberg nach Baden-Baden ist heiß. Das Mädchen seufzt. „Heiß, Erika?“ fragt der Vater. „Was hättest du erst ausgestanden, wenn du schon mit dabeigewesen wärest, als ich als junger Kaufmann in Sevilla war!“ „Ist Sevilla so heiß?“ fragt Peter erstaunt. „Heiß ist gar kein Ausdruck, für eine europäische Stadt geradezu verboten. Die Luft kocht in den Straßen. Ich war damals überhaupt überrascht, als ich die Temperaturunterschiede in Spanien am eigenen Leibe erfuhr. Dieses wunderbare und merkwürdige Land, das ich ja besonders liebe, hat einen kalten Norden, aber über die kastilische

Hochebene fegen eisige Winde und Hitzewellen, das Land sieht manchmal aus wie eine Wüste, das rote Gestein geborsten, darüber ein gnadenloser, weißlich flimmernder Himmel. Ich blieb nicht nur in Madrid, der imposanten Großstadt, ich suchte natürlich den grandiosen, in seiner quadratischen Regelmäßigkeit erstarrten Escorial, das Schloß und die Grabstätte der spanischen Könige auf. Seine merkwürdige Regelmäßigkeit, bei einem hochmittelalterlichen Bau überraschend, verdankt es einer der vielen Seltsamkeiten, an denen Spanien so reich ist. Philipp II., ihr wißt ja, der König der Inquisition, der die Armada verlor und im ‚Don Carlos‘ eine so bedeutende Rolle spielt, gelobte in der Schlacht von St. Quentin dem heiligen Laurentius, dem Heiligen des Tages, den Bau, wenn er ihm zum Siege verhülfe. Infolge des Todesmutes der spanischen Ritterschaft ließ sich der Heilige nicht lange bitten. Da sein Martyrium darin bestand, daß er auf einen glühenden Rost gelegt wurde, ahmte der Baumeister beim Grundriß die Form eines Rostes nach. Dort liegen unter dem Altar in Nischen die Särge der Könige. Einige sind noch leer. Escorial liegt nur eine Bahnstunde von Madrid entfernt, ich habe damals einen ganzen Tag dort verbracht.“

„Man hört eigentlich bei uns von Spanien nicht viel“, meint Peter bedauernd. „Wer von Europas Süden spricht, meint immer Italien.“ — „Ja, ich weiß, und ich empfinde das als ein Unrecht. Auch Spanien bietet überwältigende Natureindrücke, hat wundervolle Kunstdenkmäler. Denkt nur an den Prado, das große Museum in Madrid. Vor dem ersten Weltkrieg lebte eine ganze Anzahl nichtspanischer Künstler, Maler und Schriftsteller, in der Nähe des Prado, um dieser Kunst-

schatze jeden Tag teilhaftig zu werden. Allerdings, man muß dem Reisenden auch einiges zugute halten. Spanien ist für einen internationalen Reiseverkehr immer noch nicht genügend erschlossen. Ich kannte eine kunstbegeisterte Dame, die 1927 das Wagnis unternahm, allein durch das Land zu reisen, obwohl alle Kenner ihr geradezu händeringend abrieten. Es ist ihr ja nichts passiert, aber als alleinstehende Frau war es für sie in den Herbergen, in den Zügen und Bahnhöfen nicht angenehm, und als es nach dem Süden ging, wurde es immer schwieriger. Sie wagte sogar den Sprung nach Afrika, aber da hätte sie schnell umkehren müssen,



Madrid

wenn eine Reisegesellschaft sie nicht mitgenommen hätte. Für mich als jungen Mann waren das natürlich keine Probleme. Ihr wißt, ich habe eine Vorliebe für diesen stolzen, verschlossenen Menschenschlag und seine Sprache wurde eifrig von mir studiert. Sehr zu meinem Glück.“ „Ich will auch Spanisch lernen“, meint Peter nachdenklich. „Tue es. Du wirst viel davon haben und es ist ja auch eine Brücke nach Südamerika. Um aber auf meine Abenteuer zurückzukommen:

Natürlich trieb ich mich nicht nur im Süden, in Granada, herum, um die Köstlichkeiten der maurischen Kultur, den Löwenhof, das Frauenhaus der Alhambra zu genießen, sondern besuchte auch andere Städte. Ich fuhr nach Burgos in Hochkastilien, dort soll ja der Cid, Spaniens Nationalheld, begraben liegen. In diesen nördlichen, einsamen Gegenden machte ich übrigens eine erschütternde Entdeckung: daß die Leute sich glücklich preisen, wenn sie ihre Zähne behalten. Es gibt nämlich dort auf den einsamen Flecken keine Zahnärzte, an Zahnersatz ist nicht zu denken. Da wurde mir mal wieder deutlich, wie gut wir daran sind, in einer gepflegten Zivilisation zu leben. Kennt ihr die schreckliche Radierung von Francesco Goya, wie eine Frau nachts auf die Schädelstätte schleicht, um einem Gerichteten die Zähne auszubrechen? Das sind düstere Bilder früheren Menschenlebens und wir dürfen ruhig einmal daran denken. Erika, ich hoffe, du wirst von jetzt ab mit Begeisterung zum Zahnarzt gehen?“ Das Mädchen lenkt rasch ab. „Hast du auch Stierkämpfe gesehen, Vater?“ fragt sie, „und was meinst du dazu?“ — Wißt ihr, Kinder, zu solchen Volkseigentümlichkeiten sollte man nicht allzu viel meinen. Natürlich war auch ich in der Arena, schon in Südfrankreich in Nîmes, sah ich einen Kampf. Wir können das nicht nachempfinden und müssen den Rausch und die Begeisterung als etwas Gegebenes hinnehmen. Ich sah einen wunderbaren Kampf mit einem der ersten Toreros in Sevilla. Man vergaß tatsächlich, daß es bei dem Tier und den Männern um Tod und Leben ging. Und dann sah ich einen billigen, schlechten Kampf in einem kleinen Ort und da bin ich einfach weggegangen. Aber urteilen möchte ich da nicht. Diese Stierkämpfe sind der Spanier ureigenste Angelegenheit. Es ist auch das, was den geringsten Eindruck in mir hinterließ. Viel schwerer wurde es mir, von dem schönen Menschenschlag und der geradezu unvorstellbaren Gastfreundschaft und Sauberkeit der armen Kleinbauern zu scheiden, als ich schließlich für einen kurzen Besuch an den Tejostrand, nach Lissabon, fahren mußte.“

„Kannst du auch Portugiesisch, Vater?“ — „Etwas, ich wünschte, ich könnte mehr.“ — „Aber brauchst du es denn, Vater? So ein kleines Land? Wer weiß schon viel von Portugal.“ — Der Vater lacht. „Ich muß eure Vorwitzigkeit



Alhambra, Löwenhof

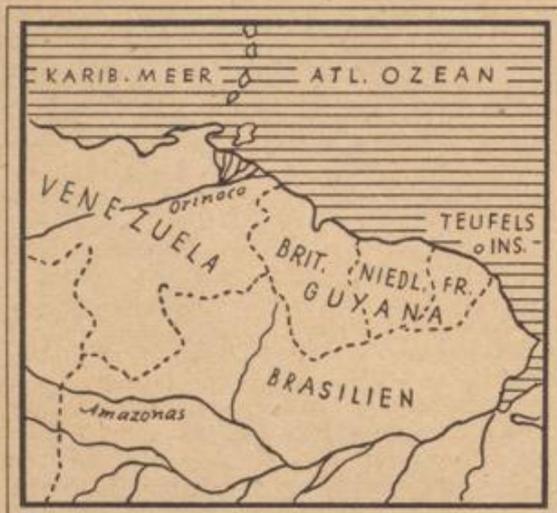
da etwas revidieren. Wißt ihr, daß 70 Millionen Menschen Portugiesisch sprechen?“ — „Nein, wie ist das denn möglich?“ — „Oh, da brauche ich euch nur aufzufordern, einmal einen kleinen Sprung über das große Wasser zu tun und nach Brasilien hineinzuhorchen. Das Portugiesische ist sogar eine äußerst beliebte Sprache. Nicht ganz so streng und eigenartig wie das Spanische, leichter und lebenswürdiger; wie ja überhaupt das Leben in Portugal sich von angenehmeren Seiten darzubieten scheint. Früher war es ja, nachdem Philipp II. es erobert hatte, spanische Provinz. Der Herzog von Braganza machte sich jedoch 1640 wieder als König von Portugal selbständig. Lissabon hat einen heiteren Charakter, die günstige Lage am Meer mit herrlichem Klima, die stabilisierten Verhältnisse, das alles wirkt normalisierend. Die Portugiesen beklagen es allerdings, daß sie so wenig Kulturwerte im Vergleich zu anderen Nationen darzubieten haben. Viel ist aber auch daran schuld, daß man ihre Sprache in Europa nicht betrieb, sich zu wenig um das Land bekümmerte. Die Vergangenheit Portugals, als unter dem Prinzen Heinrich II. die Epoche der großen portugiesischen Seefahrten begann — es waren Portugiesen, Fernando Magelhães und Vasco da Gama, die als erste die Welt umsegelten und den Seeweg nach Ostindien fanden, — kann es jedenfalls durchaus mit der Vergangenheit anderer Länder aufnehmen. Der Nationalstolz dieser Bewohner der iberischen Halbinsel, der Spanier und Portugiesen, ist jedenfalls groß. Aber das werdet ihr vielleicht heute abend selber merken, wenn ich euch mit meinen Freunden zusammenbringe.“

Auf dem Weg zu dem Gartenrestaurant, in dem der Vater sich mit seinen südamerikanischen Geschäftsfreunden treffen will, scheint er den Kindern nachdenklich. „Es ist ja wirklich eine gute Hitze hier unten“, sagt er endlich seufzend.

„Hatte ich euch übrigens erzählt, daß in dem heißen Sevilla drei, vier Monate lang das gesamte Geschäftsleben und die Schulen ruhen? Das Klima ist einfach stärker.“ — „Glückliche Schulkinder“, denkt Erika für sich, „so lange hitzefrei.“ „Es scheint mir“, nimmt der Vater wieder das Wort, „als sollte ich hier in Baden-Baden alle meine früheren Freunde aus Mittel- und Südamerika treffen. Vorhin, als ihr euch etwas hingelegt hattet, stieß ich in den Kolonnen auf die Witwe eines Bekannten, die aus Guatemala kommt und ihr Enkelkindchen in Deutschland das erste Mal sehen will. Sie hat mir manches erzählt.“

„Guatemala?“ seufzt Peter, „jetzt fängt bei mir der Teil der Erdkarte an, auf dem ich mich überhaupt nicht mehr auskenne. Alle diese fremden, im Grund so ähnlich klingenden Namen, diese ungeordneten, dauernd wechselnden Verhältnisse!“

„Da würde ich dir aber doch raten“, lacht der Vater gutgelaunt, „dir die Landkarte einmal genau anzusehen. Du wirst ja heute abend selber den Eindruck bekommen, daß dieser Erdteil wichtig und für uns von hohem Wert ist. Über Guatemala ist allerdings nicht viel zu sagen. Die große Bedeutung, die es früher hatte, ist von anderen Staaten überspielt. Ich war erstaunt, wie wenig mir die Frau meines Freundes sagen konnte. Sie lobt allerdings die vorzüglichen Schulen, die es früher noch nicht gab. Die Religiosität der Indios hat sie sichtlich beeindruckt, das Zusammenleben mit den Einwohnern scheint recht harmonisch zu sein. Übrigens, Erika, dein neues Mahagonischränkchen hat vielleicht die vulkanischen Erhebungen und Seen des Landes gesehen. Mahagoniholz ist ein begehrter Artikel. Aber das ist ja eigentlich schon langweilig. Weißt du noch aus der Schule, Peter? Wenn man von einem Land nichts wußte, dann führte man



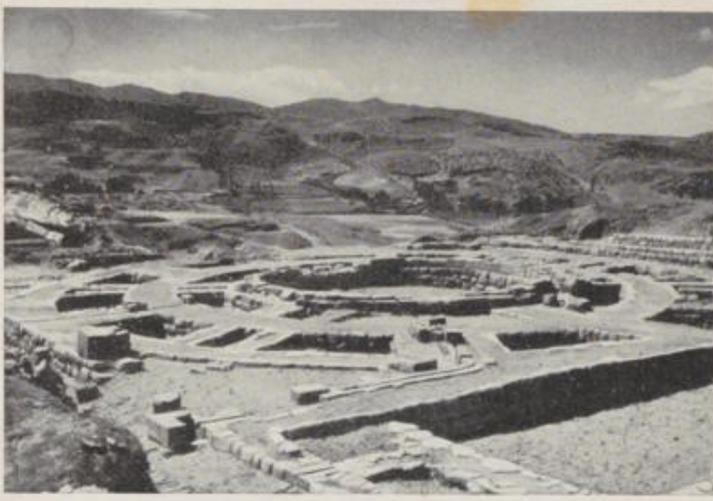
Kaffee und Baumwolle aus, und der mittelalterliche Kaiser, der bedeutungslos war, sorgte in den Lesebüchern immer für Viehzucht und Ackerbau. Von Guatemala kann ich euch nichts Belangvolles erzählen, aber haben wir uns damals, anlässlich des Suezkanals, nicht auch über den Panamakanal unterhalten?“

Die Kinder schütteln den Kopf. „Also, das war wohl wirklich das Tollste vom Tollen. Ihr wißt doch, wie der Kanal läuft, an der schmalsten Stelle der Panama-Enge? Man hatte sich schon lange den Kopf zerbrochen, vor allem in der Konquistadorenzeit, wie man einen Durchbruch zwischen den beiden Ozeanen, dem Atlantischen und dem Pazifischen, herstellen könne. Philipp II., von dessen Schloß Escorial ich euch schon erzählte, verbot bei Todesstrafe solche Projekte, weil sie der göttlichen Ordnung zuwiderliefen, die die Erde so gestaltet habe, wie sie nun einmal sei. Hier habt ihr den hemmenden Einfluß eines spezifisch konservativen Fürsten. Solcher Beispiele gibt es mehr, vor allem in Indien. Aber bleiben wir in Panama. Erst auf Bitten Alexander v. Humboldts ließ Simon Bolívar, der Begründer von Bolivien und Kolumbien und Befreier der südamerikanischen Staaten von der Vorherrschaft der spanischen Krone, wieder Vermessungen machen. Wie das nun weiter ging, kann ich euch nicht erzählen, es gab hundert Pläne und Rückschläge, und ich habe sie natürlich selbst nicht im Kopf. Genug, Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, brachte eine Gesellschaft mit einem großen Aktienkapital zusammen. Aber er scheiterte. Damals wußte man noch nicht so genau, was jeder Stadtvater heute wie das ABC weiß, nämlich, daß Bauen immer doppelt so teuer wird wie man es veranschlagt. Lesseps hatte auch Unglück. Die Aktien wurden nur zögernd einbezahlt und die Schwarzen, die zu dem Bau herangeholt worden waren, erlebten durch Seuchen und Fieber eine furchtbare Dezimierung. Der Bau ging viel schwieriger voran, als Lesseps vorausgesehen hatte, die Panamagesellschaft löste sich auf und es kamen nun die widerlichsten Bestechungen und Betrügereien heraus. Lesseps, der feine weißhaarige Baron, dem man persönlich bestimmt nichts Niedriges vorwerfen konnte, wurde sogar zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Das französische Gericht kassierte allerdings den Spruch und versuchte, die Blamage der Baueinstellung zu verschleiern. Erst in unserem Jahrhundert wurde der Kanal fertig, nachdem die Technik inzwischen bessere Möglichkeiten und Kenntnisse erworben hat. Er gehört den USA und wurde im ersten Weltkrieg eröffnet. Es ist großartig, daß wir ihn haben, aber... Ich möchte nicht wissen, wieviel Unglück und Durchstechereien es bei sonstigen großen Unternehmungen gegeben hat und vielleicht immer gibt. Das ist die trübe Kehrseite jeden Fortschritts.“

„Sind eigentlich dort drüben noch viele europäische Niederlassungen?“ fragt Peter, um die Pause zu überbrücken. „O ja, zum Beispiel im Nordosten von Südamerika, Britisch und Niederländisch und Französisch Guyana. Im allgemeinen ist der Erdteil selbständig geworden, in einer blutigen und wirren Geschichte. In Französisch Guyana ist euch doch sicher Cayenne ein Begriff?“ — „Cayenne? Ach ja, die schreckliche Strafkolonie. Die Teufelsinsel, nicht wahr?“ „Ja, und es ist wirklich kaum begreiflich, daß Frankreich, das mit seinen roten Kindern, den Indianern, so freundlich umging, seine eigenen Landeskinder so barbarisch bestrafte. Das Klima in dieser Hölle muß unerträglich sein, und ihr kennt ja auch die vielen Sensationsromane, in denen Sträflinge auszubrechen versuchten. In der Wirklichkeit gelang es nie. Der Urwald, den sie durchqueren müssen, vor allem mit seinen Giftschlangen, vernichtet jede Chance. Die französische Regierung hat die Strafkolonie jetzt endlich aufgehoben. Ein Luftflottenstützpunkt soll dort errichtet werden. Übrigens wächst dort auch der beste Pfeffer.“

Nun sitzen Bruder und Schwester schon einige Zeit zwischen den Geschäftsfreunden ihres Vaters und versuchen, etwas von dem aufzuschnappen, was zwischen diesem und seinen Freunden auf Deutsch und auch auf Spanisch und Portugiesisch hin und her fliegt. Mit Staunen haben sie die Herzlichkeit der Begrüßung beobachtet. Die sehr eleganten, dunkelhäutigen und dunkeläugigen Herren mit den lebhaften Gesten kamen ihnen anfangs zwar fremd vor. Schnell haben sie sich aber an deren Art gewöhnt. Sie spüren, daß zwischen dem Vater und den Fremden ein herzliches Verhältnis besteht und daß freundliche Blicke der ausländischen Gäste sie häufig streifen. Namentlich die kleine Erika fühlt sich ganz und gar als Dame, denn keiner der Herren unterließ es, sie mit wahrhaft südländischer Grandezza und mit dem unvermeidlichen Handkuß zu begrüßen.

„Sie haben kürzlich Handelsverträge mit Deutschland abgeschlossen“, sagt Peter leise zu der Schwester. „Vater sagte es mir vorhin noch. Südamerika soll sich während des Krieges etwas übernommen und seine Industrialisierung zu sehr vorangetrieben haben. Denke dir, Brasilien hat ein riesiges Hochofenwerk in Volta Redonda aufgebaut. Chile will in einem neuen Stahlwerk,



Peru, Pachacamac

nördlich von Concepción an der Küste des Stillen Ozeans jährlich 3 Millionen Tonnen Stahl erzeugen und auch Peru und Argentinien bauen Schwerindustrien auf. Soweit ich es verstanden habe, wollen sie deutsche Maschinen und Verkehrsmittel von uns haben und liefern uns dafür Lebensmittel und Rohstoffe. Offenbar können sie jetzt in ruhigen Zeiten nicht mehr mit dem Tempo der Kriegsjahre Schritt halten. Was studierst du denn da übrigens so angeregt?“ „Der eine der Herren kommt aus Mexiko und hat mir die Karte gegeben. Ich studiere jetzt eben die so indianisch und spanisch klingenden Namen. Einige davon sind fast unaussprechlich“, antwortet ihm die Schwester.

„Habe ich recht gehört, so hat die Señorita Schwierigkeiten mit der Landkarte?“ wendet sich jetzt der Herr, von dem Erika gesprochen hat, an die Schwester. „Sie müssen sich nicht irre machen lassen durch die Fremdheit der Namen. Das ist eine reine Gewohnheit. Mir fallen Ihre deutschen Namen auch nicht eben leicht. Aber glauben Sie mir“, fährt er lachend fort, „wenn ich in meiner Heimat reise, so weiß ich manchmal selber nicht, in welchem Staat ich mich befinde, denn viele der Städtenamen, die fast alle nach einem Heiligen benannt sind, kommen in fast allen Ländern wieder, und politisch hat unser Kontinent eine so rasche Entwicklung erfahren und ein solches Unmaß an Revolutionen und Aufständen über sich ergehen lassen müssen, daß man einfach nicht immer auf dem laufenden sein kann.“

„Señor Rodriguez“, wendet sich der Vater jetzt an den Mexikaner, „Sie würden meinem Sohn und meiner Tochter eine große Freude bereiten, wenn Sie Ihnen etwas aus Ihrer Heimat erzählten. Es ist so lange her, daß ich selbst drüben war.“

Mein Bericht würde also ein bißchen blaß sein.“ „Mas nao, warum soll er erzählen, sein Land gehört ja fast schon zu Nordamerika und ist eine einzige große Ölquelle. Mein Land, Brasil, ist das größte. Ich werde zuerst erzählen“, mischt sich mit blitzenden Augen ein besonders lebhafter Herr, ein Brasilianer, ein, der es gar nicht erwarten kann, von der Schönheit und der interessanten Geschichte seines Landes zu erzählen. Die Umstehenden lachen, obgleich jeder von ihnen das lebhafteste Verlangen hat, den jungen Leuten die Schönheiten seines Landes zu preisen. Oder sollten es nur die blonden Haare der jungen Deutschen sein, die das Interesse der Südländer geweckt haben?

„Hoffentlich geht es recht bald“, fährt der lebhafteste Brasilianer fort, „daß Sie wieder zu uns kommen und Ihre Kinder mitbringen. Vor allem aber der Señorita unser schönes Land zeigen.“ „Glauben Sie denn“, unterbricht ihn Peter, „daß in Südamerika im allgemeinen, wie früher, für einen jungen Deutschen Aussichten bestehen, eine Zukunft aufzubauen und eine Existenz zu gründen?“

„Oh, warum nicht? Sie wissen selbst, daß durch den Krieg viele Türen zugeschlagen wurden, aber später einmal... Bei uns gibt es so viele Möglichkeiten für fast, möchte ich sagen, jeden Beruf, und ich bin überzeugt, daß wir unsere Grenzen öffnen müssen, um so vieler Schwierigkeiten Herr zu werden. Ich sehe, unser Freund hat Sie da mit einer mapa, einer Landkarte, beglückt, sein Steckenpferd. Er glaubt immer, aus Landkarten allein könnte man sich ein Bild machen. Ist Ihnen etwas unklar?“ Er hat sich wieder Erika zugewandt.

„Doch“, erwidert diese verlegen. „Ich wußte ja

gar nicht, daß Mexiko so weit nördlich liegt.“ „Sie sollten das Wort ‚nördlich‘ bei uns nie aussprechen“, nimmt der Mexikaner das Gespräch wieder auf. „Wenn Sie wüßten, wie heiß es bei uns ist, so würden Sie verstehen, daß der ursprüngliche Name für das westliche Gebiet unseres Landes ‚Tierra Caliente‘ war. Mit Recht, es ist ein heißes Land. Oh, ich verstehe Sie sehr gut. Alle Europäer rechnen uns zu Südamerika. Waren doch die heutigen nordamerikanischen Staaten Texas, Kalifornien und Florida ganz im Anfang spanische Besitzungen, genau wie alle anderen südamerikanischen Länder. Erst nach und nach, vor allem seit Simon Bolivar, der für Südamerika dasselbe ist wie für Nordamerika George Washington, uns von der spanischen Krone unabhängig machte, wurden wir selbstständig und schlossen uns dann anderen, bereits bestehenden Staaten an. Mein Freund aus Brasilien hat völlig recht, wenn er behauptet, daß auch wir fast Nordamerikaner seien, denn unsere großen Ölgebiete wurden von nordamerikanischen Firmen erschlossen und sehr viel nordamerikanisches Kapital half uns, unsere wirtschaftlichen Reichtümer auszunutzen. Zumindest in den Städten kommen Sie überall mit Englisch durch, während Ihnen aber auch auf dem flachen Land Ihr Spanisch nichts nützt. Denn, um die Indigenos, unsere Eingeborenen und die Mischlinge, wir nennen sie Criollos, zu verstehen, müßten Sie schon einige Dialekte der alten Aztekensprache lernen und diese dann mit Spanisch mischen.“

„Dio meu“, ereifert sich der Brasilianer, „er wird gar nicht mehr aufhören, von seinem Mexiko zu sprechen, und dann ist der Abend vorbei und Sie haben nichts gehört von all den anderen Ländern.“

„Aber, Señor da Silva“, begütigt der Vater, „der Abend ist noch sehr lang, und morgen haben wir Zeit, uns auszuruhen. Wenn Sie alle durcheinander reden, verstehen die Kinder nichts. Vielleicht lassen wir doch Señor Rodriguez erst fertig erzählen und gehen dann weiter nach Süden.“ „Muito bem, wie Sie wünschen, wir sind Ihre Gäste.“ „Wäre ich klug gewesen, so hätte ich unseren brasilianischen Freund erzählen lassen und selbst geschwiegen. Sie sehen mich so erwartungsvoll an und wollen viel Neues von mir wissen und ich weiß gar nichts. Soll ich Ihnen sagen, daß Mexiko Mais, Kakao, Tabak, Zucker-



Mesa Verde

rohr und Kaffee im Überfluß hat und daß über dem ganzen Gebiet von Tampico eine graue Wolke von Öldunst hängt und Yukatan, die in den Atlantik hineinragende Halbinsel, unser Obstgarten ist? Aber nein, das können Sie in jeder Zeitung nachlesen. Was Sie vielleicht nicht wissen, ist, daß die Ureinwohner unseres Landes, die Azteken, ähnliche Pyramiden bauten wie die Ägypter. Noch heute besucht jeder Fremde die Sonnen- und die Mondpyramide. Ihr Vater gab mir mal ein sehr nettes Buch. Es hieß 'Der weiße Heiland' und war von Ihrem Dichter Gerhart Hauptmann geschrieben. Ich weiß nicht, ob Ihr Dichter jemals in Me-

xiko war, aber er hat den Ideenkampf, der damals die Menschen bewegte, wunderbar erfaßt und in Worte gekleidet. Ja, dieser 'weiße Heiland', auf den die Majas im heutigen Mittelamerika, die Azteken in Mexiko und die Inkas im heutigen Peru warteten, er kam. Für uns in der Gestalt des Fernando Cortéz. Ich glaube aber nicht, daß ihn ein Azteke noch als Heiland verehren würde. Die Herrschaft der Conquistadoren war eine sehr grausame, und der Tod, den sie dem letzten König der Azteken, Montezuma, bereiteten, ein sehr schrecklicher. Daß man dessen Nachfahren als Grafen von Montezuma in den spanischen Adel erhob, konnte die Erinnerung an die vielen Greuelthaten, die verübt wurden, nicht auslöschen. Aber glauben Sie nicht, daß die Azteken an sich an allzu große Milde gewöhnt waren. Ihre Religion allein war eine sehr harte und forderte, daß ihr jährlich Kinder, Jungfrauen und die Söhne besiegter Feinde geopfert wurden. Stellen Sie sich vor, die Pyramiden, von denen ich vorhin sprach, wurden nur von Menschenhand ohne Hilfe von Maschinen, Wagen oder Pferd erbaut. Es gab keine Pferde und keine Wagen, denn man kannte kein Rad."

"Wie", wirft Peter ein, "ein Volk, welches die Sonne anbetet, kannte das Rad nicht?"

"Nein, Sie haben Recht, sie kannten es nicht. Der Staat überhaupt war ein recht eigenartiger, wir würden heute sagen, er wurde autonom vom König regiert und war ein absolut totalitärer Staat und dennoch in seiner Wirtschaftsordnung kommunistisch. Aber wir wollen nicht so lange verweilen bei den Ungerechtigkeiten, die bei der Eroberung des Landes geschahen und geschehen mußten. Ein Krieg ist nie gerecht und wird es wohl auch schwerlich jemals sein können. Be-



Castillo del Morro

wundernswert bleibt, wie Cortéz es fertig brachte, mit einigen Hundert Kriegsgefährten für seinen Kaiser Karl V., eines der größten Reiche zu erobern und Ströme von Gold und Silber nach Spanien zu leiten."

"Nun", wirft der Vater jetzt ein, "darüber ist man sich ja inzwischen klar geworden, daß diese Eroberer sich nicht allzu edelmütig aufgeführt haben. Sie waren beherrscht von einer hemmungslosen Goldgier und metzelten alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. Mag sein, daß Cortéz selbst noch über einige Größe verfügte, denn er schreibt ja in einem Brief an seinen Kaiser: 'Es ist bekannt, daß die meisten Spanier, die hierher kommen, von niedriger Art sind, gewaltsam und leidenschaftlich, sündhaft und gierig'... Er hat es leider nicht geschafft, die seinem Kommando Unterstellten in größerer Disziplin zu halten."

"No, Señor, so würde ich das nicht sehen. Er konnte einfach nicht verbieten, daß mit allen Mitteln nach den Schätzen des Landes gesucht wurde. Ein einziger Hinweis auf seine allzu große Milde hätte ihn bei seinem König in Ungnade gebracht und er hätte fürchten müssen, als Rebell vor Gericht gestellt zu werden. Nach damaligen Vorstellungen war er gar nicht so sehr grausam. Hat doch die Inquisition im spanischen Mutterland aus christlicher Nächstenliebe Tausende von Menschen verbrannt, nur weil man glaubte, sie seien keine überzeugten Christen. Bei den Azteken aber wußte man, daß sie keine Christen waren, warum sollte man sie schonen? Unsere Ansichten haben sich heute gewandelt. Wenn wir aber das Tun der damaligen Menschen verstehen wollen, so müssen wir auch versuchen, von ihrem Standpunkt aus zu denken. Wenn es uns auch heute sehr leid tut, daß eine

so schöne und großartige Kultur völlig vernichtet ist, und nur noch Trümmer und Ruinen von ihr übriggeblieben sind. Wenn ich Ihnen aber jetzt noch abschließend sage, daß im Golf von Mexiko mit das beste Klima herrscht, das Sie sich vorstellen können, und daß unzählige kleine Schifflinien nach Havanna, dessen Kastell Morro eine der ältesten spanischen Festungen in der Neuen Welt überhaupt ist, führen, die unzähligen kleinen Inseln untereinander verbunden sind, so wird Sie das sicherlich mit dem vielen Blut, das so unnützlich in Mexiko vergossen wurde, aussöhnen. Quien sabe, was unsere Nachkommen einmal von uns sagen werden.“ Die Geschwister sehen sich, erstaunt über soviel Freundlichkeit und Verständnis, an. Ihre Augen glänzen und sie scheinen völlig vergessen zu haben, daß sie sich in Deutschland, in dem ruhigen, gepflegten Baden-Baden befinden. Es ist, als hätten sie den ganzen Kampf der spanischen Conquistadoren gegen die Ureinwohner des Landes miterlebt. Es bleibt ihnen aber nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn schon läßt sich wieder der eifrige Brasilianer vernehmen.

„Eh! Amigos, glauben Sie ihm nicht, wenn er sagt, daß es am Golf von Mexiko am schönsten sei. Sicherlich ist er noch nie auf dem Schiff nach Rio gekommen. Ach, Rio, die schönste Stadt, die Sie sich denken können. Aber ich will Sie nicht langweilen mit einer Beschreibung. Kommen Sie lieber selber und schauen Sie sie sich an und fahren Sie nach Copa Cabana, unserem herrlichen Badestrand. Seien Sie versichert, Sie finden die elegantesten und schönsten Menschen dort. Mehr sage ich nicht. Aber, mit Rio ist es nicht getan, das Land müssen Sie sehen. Haben Sie eine Vorstellung von der beinahe unbegrenzten Größe und dem enormen Bodenreichtum unseres Landes? Stellen Sie sich vor, Brasilien war das einzige Land in der Welt, in dem Gummibäume wuchsen. Es besaß das absolute Monopol darauf, bis die Engländer es mit List verstanden, einige dieser Pflanzen auszuführen, was streng verboten war. Am Amazonas liegt eine Stadt, Manaos, sie wurde früher die Gummistadt genannt und war so reich, daß die Hausfrauen es unter ihrer Würde ansahen, andere als goldene Suppenkellen zu benutzen. Heute? Heute ist es eine Ruinenstadt mit zerfallenen Häusern, und das Gras wächst in den Straßen, denn die Engländer fabrizieren in ihren Kolonien und auf den Plantagen Gummi rationeller als wir in Brasilien es taten. Oh, wir sind sehr reich. In Minas Geraes haben wir sehr viele Erze. Aber wie sollen wir sie abbauen? Was nutzt uns una bonanza oder wie Sie auf deutsch sagen, eine Goldgrube, wenn Sie keine Menschen haben, sie auszubeuten, und keine Transportmittel, das Ausgebeutete fortzuschaffen. Bitte, kommen Sie rüber zu uns, helfen Sie uns. Lassen Sie nur ein Jahr, ach, ein halbes, nur einen

Monat ein Stück Land brach liegen, so frißt es der Urwald wieder auf und Sie erkennen das ehemals Urbargemachte nicht wieder.“

„Ja, die Entwicklung des Gummis“, mischt sich der Vater in das Gespräch ein, „war eine große Sache. So wie man die vorgeschichtliche Zeit in ein Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter eingeteilt hat, so wird eine spätere Geschichtsschreibung aller Wahrscheinlichkeit nach einmal von einer Zeit vor und nach der Entdeckung des Gummis sprechen. Wir wären doch heute ohne Gummi praktisch recht hilflos, wenn wir allein unseren Verkehr betrachten. Das Auto, das Fahrrad und so viele andere industrielle Vorrichtungen sind ohne Gummi in irgendeiner Form undenkbar, und schon das Fehlen eines kleinen Stückchens Gummiband im Haushalt kann die Hausfrau zur Verzweiflung bringen. Daran erst wird deutlich, wie uns ein Geschenk der Natur, haben wir seine Nutzbarmachung erst richtig erkannt, unentbehrlich werden kann. Genau so, wie ja auch ohne das Erdöl die heutige Industrialisierung der Welt undenkbar wäre.“

„Welches Unglück die angerichtet hat, Dio lo sabe“, mischt sich ein Herr ein, der bis jetzt schweigend zugehört hat. „Was hat dieses Öl aus der Erde aus meinem schönen Venezuela gemacht? Sie müssen wissen, ich bin ein echter Maracucho, so nennen wir die alteingesessenen Einwohner Maracaibos und unsere Laguna, wie wir die Einbuchtung der Karibischen See an der venezolanischen Küste nennen, war eines der schönsten Fleckchen auf Gottes Erde. Und wie sieht es heute aus? Die ganze Küste, das ganze Land übersät mit den ewig ratternden und ewig knarrenden Bohrtürmen und das Wasser der Lagune bedeckt mit einer dicken, ewig stinkenden Schicht Öl. Kein Fisch kann mehr darin leben, und unsere ehemals so friedfertigen Eingeborenen, die Guajiren, sind zu armen, ewig gehetzten und ewig unzufriedenen Proletariern geworden.“

„Nun, nun, Señor, Sie sehen vielleicht doch zu schwarz. Denken Sie auf der anderen Seite daran, welchen Vorteil Ihr Land aus diesen Erdölfunden zieht. Hat es auf der einen Seite an Schönheit verloren, so gewinnt es auf der anderen Seite an Kapitalkraft und an Arbeitsmöglichkeiten für seine Bewohner. Es ist hier wie überall, wo Licht ist, ist auch Schatten. Glauben Sie mir, wenn ich meinen Großvater erzählen hörte, wie er noch mit der Postkutsche durch Deutschland reiste, so war das zweifellos recht romantisch und hatte seine Vorzüge. Aber ich ziehe heute den D-Zug oder das Flugzeug auch vor. Beide sind aber ohne Öl undenkbar. Wie bei uns in Deutschland, wird es Ihnen in Südamerika eines Tages auch gehen. In nicht ganz hundert Jahren hat sich die Bevölkerung mehr als verzehnfacht. Für diese Menschen muß Arbeit geschaffen werden und Lebensraum. Mit

Inka-Festung Machupicchu



einem Wort eben, man muß in den veränderten Verhältnissen das Günstigste sehen und versuchen, nicht nur die Nachteile zu kritisieren, sondern auch die Vorteile ehrlich einzuschätzen.“ „Vati“, unterbricht Erika die Gedanken ihres Vaters, „woher kommen eigentlich die eigenartigen Namen, die die südamerikanischen Länder haben? Man kann sich doch gar nichts darunter vorstellen, Brasilien, Chile, Honduras, Venezuela? Das sind Worte, die mir unerklärlich sind.“ „Liebes Kind, du wirfst da eine Frage auf, die schwer zu beantworten ist. Daß Amerika im allgemeinen seinen Namen nicht nach seinem Entdecker, sondern nach einem Italiener, der die ersten Landvermessungen ausführte und die erste Landkarte zeichnete, nämlich Amerigo Vespucci, hat, weißt du ja sicher noch aus der Schule. Die meisten der mittelamerikanischen Namen, so dürfen wir wohl annehmen, sind indianischen Ursprungs. Dieser Amerigo Vespucci übrigens zeichnete die Karte Südamerikas im Auftrage eines deutschen Buchdruckers, namens Waldseemüller, im Jahre 1507. Aber das nur nebenbei. Von Peru wissen wir, daß sein Name in der Inkasprache ‚Biru‘ hieß. Columbien trägt die Erinnerung an Christof Columbus und Bolivien an Simon Bolivar. ‚Chili‘ hieß eine Pfeffer-sorten in Spanien, die wir unter ‚Ajipfeffer‘ kennen. Sicherlich stammt daraus das heutige Wort Chile. Argentinien hat seinen Namen aus dem lateinischen Wort ‚argentum‘ — Silber, wie ja auch sein großer Fluß, der Rio de la Plata, Silberfluß zu deutsch heißt. Vielleicht könnte dir ein Sprachgelehrter eine eingehendere Auskunft geben.“

„Eine möchte ich schon geben“, unterbricht sie der lebhaftere Brasilianer. „Brasilien verdankt seinen Namen einem ganz eigenartigen Umstand. Als die ersten Kolonisatoren nach Brasilien kamen und die riesigen Mahagoniwälder vor sich sahen, glaubten sie, die Bäume glühten alle, denn sie

hatten noch nie ein so rotes Holz gesehen, und erschrocken riefen sie aus: ‚brazá‘, was in ihrer Sprache nichts anderes als ‚glühende Kohlen‘ bedeutet. Nun, und so hat es sich eingebürgert, das Land, in dem diese glühenden Bäume wuchsen, das Land der glühenden Kohlen, nämlich Brasilien, zu nennen.

Eigenartig, nicht wahr. Aber so fragt man sich manchmal nach der Entstehung eines Namens und dabei ist die Erklärung ganz einfach, wenn man die Sprache kennt.“

„Perdonad me, Señores, wenn ich mich auch noch in Ihr Gespräch einmische“, unterbricht sie jetzt ein sehr ruhiger, großgewachsener Herr mit beherrschten Bewegungen. „Sie sprachen vorhin über die Entstehung des Namens Peru. Es ist meine Heimat. Eigentlich verdienten wir den Namen eines Silberlandes. Wenn auch Francisco Pizarro, zusammen mit Nuñez de Balboa, den Zug über die Cordilleren nur deswegen unternahm, weil er reiche Goldschätze vermutete. Denken Sie, die Quadern des Tempels zu Cuzco, der alten Hauptstadt des Inkareiches, waren nicht mit Lehm oder Mörtel aneinander gefügt, den kannte man nicht, sondern mit armdicken Silberspangen. Und Silber war der Reichtum des Landes, abgesehen von seinem ursprünglichen, schon uralten Nutztier, dem Lama, zu dessen Familie auch die Vicuñas und die Guanacos gehören, deren Wolle zu Geweben, deren Haut zu Leder und deren Fleisch zu Nahrungsmitteln verarbeitet wurden. Es war, wie Sie sehen, außer seiner Benutzbarkeit als Lasttier, nach seinem Tode noch der Lieferant für die wichtigsten Bedürfnisse des Menschen. Auch heute noch wird bei uns sehr viel Silber zutage gefördert, obgleich, wie in fast ganz Südamerika, auch die Baumwolle eine unserer größten Einnahmequellen ist, neben den Petroleumquellen und den Kupfererzen. Aber davon will ich Ihnen nichts erzählen. Hingegen ist die Erhabenheit der Landschaft und der Hochstand der Kultur, die die uns heute noch erhaltenen Überreste der Baudenkmäler aus der Inkazeit erkennen lassen, nicht in Worten zu schildern. Das muß man sehen. Ähnlich, wie Ihnen vorhin unser Freund aus Mexiko erzählte, lagen die Dinge bei uns. Auch die Inkas hatten eine an sich friedfertige, das Gemeinwesen fördernde Religion, die aber dennoch alljährlich grausame Menschenopfer forderte. Einer Ihrer Schriftsteller, Otfried von Hanstein, hat einen die Verhältnisse sehr gut darstellenden Roman darüber geschrieben. ‚Die Sonnenjungfrau‘, der so gut war, daß er sogar in die spanische Sprache übersetzt wurde und bei uns in Peru sehr verbreitet und bekannt ist. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, es sind nicht unsere Wissenschaftler und Hochschullehrer gewesen, die am meisten zur Erforschung unserer Vorgeschichte taten, sondern Europäer und darunter vornehmlich Deutsche. Es ist bedauerlich,



Santiago de Chile

daß bei uns, wie in so vielen anderen südamerikanischen Ländern, die weißen Eroberer, die von den Eingeborenen als ‚Götter‘ erwartet wurden; sich als das ganze Gegenteil eines Gottes erwiesen haben. Denken Sie daran, Atahualpa, der letzte König der Inkas, er war der letzte, weil Pizarro ihn ermorden ließ, empfing die ‚weißen Götter‘ mit genau so offenen Armen wie Montezuma in Mexiko. Bereitwillig gab er ihnen von seinem goldenen und silbernen Überfluß ab, denn er war klug und wußte genau, daß in Notzeiten weder Gold noch Silber dem Menschen Nahrung verschaffen, sondern nur sein Fleiß und seine Erfindungsgabe und er wußte weiter, daß die reichste Goldmine auf einem hohen, unzugänglichen Plateau der Cordilleren ihrem Entdecker gar nichts nützte, wenn nicht in ihrer unmittelbaren Nähe eine Wasserquelle war, die ihn vor dem Verdursten rettete und er ein zuverlässiges Lasttier bei sich hatte, das ihm half, seine Beute zu bergen. Für die Inkas wie für die Azteken war es schon eine Selbstverständlichkeit, daß Gold und Silber den Menschen nicht glücklicher und reicher machen, sondern daß dazu andere Dinge gehören. Eine Erkenntnis, zu der sich die Menschen unserer Zeit ganz offensichtlich noch nicht durchgerungen haben.“

Mit einem traurigen Ausdruck in den Augen, die auf ein unbestimmtes Ziel im abendlichen Dämmer gerichtet sind, schweigt der Erzähler. Wie nachdenkend bleibt die ganze kleine Gesellschaft eine Zeitlang in Schweigen versunken, bis ein kleiner, verschmitzt aus schräggestellten Augen lachender Herr sagt: „Ich glaube fast, daß eine gewisse Grausamkeit ein sehr beliebtes Gesellschaftsspiel auch unserer Zeit noch ist. Obgleich die Regierung es streng verboten hat, bringen bei uns in Ecuador die Eingeborenen die präpa-

rierten Köpfe, die sie ihren getöteten Feinden abgeschnitten haben, noch immer auf den Markt und sie finden auch immer ihre Käufer dafür. Nun, man stellt sie nicht öffentlich aus, aber sie sind zu haben in Quito und auch in kleineren Städten.“ „Wie, abgeschnittene Köpfe?“ Erikas Augen sind vor Entsetzen weit aufgerissen. „Oh, die Señorita muß nicht so entsetzt dreinschauen. Sie sehen ganz niedlich aus. Sie sind so groß wie eine Faust, fühlen sich weich an wie ein Pfirsich und ihre Haare sind ganz zart und gekräuselt wie in Natur. Sie müssen wissen, seit Hunderten von Jahren verstehen sich die Indios darauf. Sie entfernen die

Schädelknochen und füllen das Ganze mit heißem Sand, der die Feuchtigkeit aus der Haut auszieht und sie schrumpfen läßt, und das wird so lange wiederholt, bis ein großer Menschenkopf zur Größe einer Faust zusammengeschrumpft ist. Soll ich Ihnen mal einen schicken? Ich tue es gerne.“

„Ich glaube nicht, Señor Rostos, daß Sie meiner Tochter einen sehr großen Gefallen damit täten. Vielleicht erscheint es ihr weniger abwegig, wenn sie diesen Anblick einmal in der zu ihm gehörenden Umgebung, nämlich auf dem Marktplatz in Quito oder irgendeiner anderen ecuadorianischen Stadt genießt, denn die grelle Sonne dort und die schillernden Farben, die einen solchen Markt beherrschen, lassen das Grauen, das uns hier beim Anblick eines solchen Kopfes beschleichen würde, vielleicht eher übersehen.“

Der Herr aus Ecuador lacht vergnügt vor sich hin und macht eine Geste, die wohl für seinen etwas herben Scherz um Entschuldigung bitten soll. „Du, Vati, der andere Herr sprach vorhin von Cuzco, war da nicht kürzlich das große Erdbeben, welches die ganze Stadt vernichtet hat?“ „Ja“, fängt jener das Gespräch auf, „leider wohnen wir auf sehr vulkanischem Boden und werden, wenn auch nicht häufig, dann aber desto heftiger von Erdbeben heimgesucht. Ich selbst war nicht mehr zu Hause zu jener Zeit. Aber ich hörte aus Telegrammen, daß die Verwüstungen ein ungeahntes Ausmaß haben. Leider werden Sie auch nicht mehr die Gelegenheit haben, die Kirche in Cuzco zu besuchen, in der Francisco Pizarro's Gebeine aufgebahrt waren. Wie sehr sich doch eine Überlieferung im Volke hält. Die Indios sind sehr religiöse Menschen und die Kirchen in fast ganz Südamerika täglich voller Gläubiger. Eigenartig war die Erscheinung, daß



Athen

an dem Altar, an dem die Gebeine Pizarro's beigesetzt sind, kein Eingeborener betete, während die Nebenaltäre, die irgendwelchen Heiligen geweiht waren, stets von einer großen Menge Gläubiger umlagert waren. Der Indianer ist sehr schwer im Vergessen und hält sehr zäh an alten Überlieferungen fest. So leicht er bereit ist, Freundschaft zu schließen und hilfsbereit zu sein, so empfindlich ist er, wenn man seine Eigenart nicht achtet."

Geschickt versteht es der Vater, das Gespräch auf ein allgemeineres Thema abzulenken und unter Scherzen und Lachen vergeht der Abend. Auf dem Heimweg sagt der Vater noch: „Es gibt in Südamerika wie in sehr vielen Staaten vorläufig keinen rechten Mittelstand. Man ist ganz reich oder ganz arm. Für die Kultur dieser Länder ist das sehr bedauerlich. Der wirtschaftliche und geistige Mittelstand, wie er in Europa, vor allem bei uns, sehr ausgeprägt ist, wirkt ungemein kulturbildend. Überlegt, die meisten führenden Persönlichkeiten aus der Wirtschaft und der Wissenschaft kommen aus diesem Stand. Eines wollte ich euch noch erzählen. Ich schwieg davon bei Tisch, weil unsere südamerikanischen Freunde ja kulturell sich ganz eindeutig an Spanien und Portugal gebunden fühlen und ich uns nicht vordrängen wollte. Aber man sollte bei der Eroberung Südamerikas auch ruhig der Expedition gedenken, die das berühmte Kaufmannsgeschlecht der Welser an den Orinoco unternahm, um durch Besitzergreifungen sich für die Wechsel schadlos zu halten, die der Kaiser nicht einlösen konnte. Die Expedition verlief im Sande, mußte es, weil Deutschland nicht das politisch gefestigte und interessierte Hinterland besaß wie die übrigen europäischen Nationen, damals eben Spanien und Portugal.

Aber das Interesse an den neuen Entdeckungen, an der Entwicklung des Kartenwesens — denkt nur an Martin Behaim, der mit Portugiesen fuhr — war natürlich groß. das Zeitalter gab auch unserem Volk frische Impulse. Wußtet ihr übrigens, daß ein Landsknecht, Ulrich Schmiedel aus Straubing, fast ganz Brasilien durchquerte, in der Nähe von Buenos Aires die Niederlassungen Corpus Christi und Asunción mitgründen half, sich mutig und klug gegen die Eingeborenen hielt und erst nach zwanzig Jahren nach Bayern zurückkam, unheimliche Erlebnisse hinter sich? Auch einer jener vielen Deutschen, die die un-

dankbare Geschichte vergessen hat. — Aber jetzt genug, das war ein anstrengender Abend, und morgen geht es weiter nach München. Träumt angenehm von den gefräßigen Piranhas im Amazonas."



Sofia



Budapest

„Dieses München ist wirklich herrlich“, seufzt Peter geradezu, als die Reisegesellschaft, jetzt wieder vollzählig, auch die Damen, die die Fahrt nach Baden-Baden nicht mitgemacht hatten, zum Abendessen zusammengekommen ist. „Man fällt ja förmlich über Kunst, und dann die Anlage der Stadt und darüber dieser italienische Himmel!“ „Heute vormittag“, nimmt eine der Reisenden das Wort, „war ich in der Glyptothek. Ich mußte wieder einmal die griechischen Halbreliefs sehen, sie sind wundervoll.“

„Waren Sie einmal in Athen?“ fragt der Vater, offensichtlich sehr interessiert, dazwischen. „Ja, vor Jahren. Und es war ein unvergeßlicher Eindruck für mich.“ — „Ich glaube es Ihnen. Schon als Junge schwärmte ich von der Akropolis, dem Erechtheion, und ich bin in Gedanken hundertmal dort gewesen.“ „Hast du denn auch Kunstgeschichte getrieben, Vater?“ fragt Peter erstaunt. „Nur für mich, Peter. Du weißt, ich kam in die kaufmännische Lehre. Aber du hast ja in Heidelberg mit zugehört, wie ich mit dem Professor über Prag sprach, und du weißt doch sicher auch durch meine Bibliothek, wie sehr ich Kunst immer liebte. Es ist eines der lächerlichen Vorurteile der Halbgebildeten, zu glauben, ein Kaufmann, dem das Leben eigentlich wenig Zeit zu geistiger Muße gönnt, habe

kein Verhältnis zur Kunst. Nichts ist falscher als das. Ich habe gerade unter Kaufleuten, die der oberflächliche Beobachter nur als nüchterne Rechner ansah, Mäzene wirklich bedeutenden Formats gefunden. Sieh dich nur in der Kunstgeschichte um. Die großen Kaufmannsfamilien in Deutschland, in Holland, in Italien haben nicht weniger für den Glanz und die Herrlichkeit künstlerischer Lebensgestaltung getan, als die Fürsten. Daß ich als junger Mensch für Griechenland schwärmte, ist doch nicht verwunderlich. Wir wissen in Deutschland, was griechische Kultur bedeutet. Könntest du dir eine Erscheinung wie Goethe ohne die

Sonne Homers denken?“ „Sie haben wirklich Glück, mit einem solchen Vater zu reisen“, greift die Dame das Thema wieder auf. „Auch Sie müssen einmal in den Hafen von Athen einfahren. Die Akropolis, vom Schiff aus gesehen; das ist für mich das Unvergeßlichste, was es gibt. Und dann die Insel Korfu, der Schönheitstraum der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Ich bin wieder ganz erfüllt davon, und ich rate Ihnen, lesen Sie die „Griechische Reise“ von Rudolf G. Binding oder Gerhart Hauptmanns „Griechischer Frühling.“ Unsere Dichter haben am treffendsten gesagt, was Griechenland für uns bedeutet.“



Bukarest

Peter sieht ein wenig lächelnd, mit der Sicherheit eines realistischen jungen Menschen von heute, auf die Schwärmerin. „Aber das moderne Griechenland. Vater, das ist doch sicher anders?“

„Bestimmt, Peter, und ich hoffe, du wirst dich mit den Balkanstaaten, auch mit Rumänien und seiner Metropole Bukarest, mit Bulgarien und der Hauptstadt Sofia, mit Ungarn und dem unvergänglich schönen Budapest, mit Jugoslawien und dem pittoresken Belgrad als Kaufmann später noch beschäftigen können. Es wäre sehr wünschenswert, wenn wir zu diesen eigenartigen Ländern wieder in normale Handelsbeziehungen kämen und nicht nur von ihren landschaftlichen Reizen, der alten Tradition ihres Volkstums redeten.“

Gerade Griechenland will nicht ewig und immer als Erbin von Athen und Sparta angesehen werden. Von Tabak, Öl und Sultaninen habt ihr genug gehört, und das kleine, im Krieg böse mitgenommene Land bemüht sich um eine eigene Industrie. Der Levantiner soll dabei immer wieder zum Vorschein kommen, ein Typ, an den wir uns gewöhnen müssen.“

„Was ist das, der Levantiner. Vater?“

„Ich hätte das eigentlich nicht sagen sollen, ihr wißt, daß ich es nicht liebe, Abschätzendes über andere Völker zu sagen. In diesem Osteuropa, der ‚Levante‘, wie die italienischen Kaufleute alle von ihnen aus östlich gelegenen Mittelmeerländer nannten, hat sich ein Kaufmannstyp herausgebildet, der besonders gerissen und verschlagen sein soll. Dabei ungemein fähig und spekulativ veranlagt, aber im Charakter nicht sehr angenehm. Der türkische und armenische Einfluß, der früher von Anatolien, dem einstmaligen griechischen Kleinasien, nach dem europäischen Griechenland übergriff, mag da auch mitgespielt haben. Ich glaube jedoch, es ist gescheitert, wir sehen das Positive und Zukunftsweisende der Völker, statt uns bei kleinen Erbübeln, die jedes Volk mit sich schleppt, aufzuhalten. Bedenkt allein, welche Entwicklung die Türkei genommen hat! Ist sie nicht auf dem Wege, ein leistungsfähiger Industriestaat zu werden? Die verschleierte Frauen, haben sie heute nicht alle Rechte und tragen schicke Pariser Hüthen? Nein, laßt euch nie von Vorurteilen leiten. Vorsichtig werden ein gewissenhafter Kaufmann, ein weitsichtiger Politiker ohnedies sein.“

Der Vater wendet sich wieder an die Verehrerin griechischer Kunst, die ihm nachdenklich, aber beifällig zuhört. „Hatten Sie auch das Glück, die griechischen Kulturreste in Süditalien und auf Sizilien zu sehen? Schade, das müßten Sie noch nachholen. Ich sehe jetzt noch, wie die Ruinen von Paestum gegen die Sonne stehen, wie die goldenen Marmorsäulen vor dem fast veilchenfarbenen Himmel leuchten. Und dann Palermo, die Stadt, die wie in einer Muschel zu Füßen



Dubrovnik

des Ätna liegt, und Syrakus, Messina mit ihrer griechischen Frühgeschichte! Die Landschaft ist dort unvergleichlich schön, wie meistens auf vulkanischem Boden. Peter, weißt du noch, wie wir vor Jahren, du warst noch ein kleiner Schulbub, eine Wanderausstellung mit Modellen der europäischen Freilichttheater sahen? Es ist wohl schon zu lange her, aber gerade auf Sizilien sind prachtvolle Freilichttheater, frühere römische Arenen, und große Opern werden dort alle paar Jahre glanzvoll aufgeführt.

Daß ihr in Palermo zuerst einmal an die normannisch-arabischen Einflüsse und an die Kultur des gewaltigen Staufenkaisers Friedrichs II. denken müßt, das wissen meine klugen Kinder ja hoffentlich?“

Peter und Erika seufzen aus tiefem Herzen und wundern sich, daß alles lacht. „Wir werden morgen auch in die Museen gehen, sonst fährt Vater überhaupt nicht mit uns weiter.“

„Für echten Kunstgenuß“, meint der Vater, als sich die beiden verabschiedet haben, „sind sie vielleicht noch zu jung, auch weniger veranlagt. Aber sie sollen ruhig wissen, was auch Europa an großartigen Werken hervorgebracht hat. Die Gefahr, daß man bei uns nur noch fasziniert nach Amerika sieht, ist ohnedies nicht zu übersehen.“

Am nächsten Tage trifft sich die Reisegesellschaft noch einmal in München zum Mittagessen, bevor sich der Teilnehmer Wege trennen. Lebhaft erzählen sie, was sie am Vormittag getrieben haben. Peter und Erika sitzen still zwischen ihnen. Sind sie müde?

„Oh nein, aber diese herrlichen Bilder heute früh! Die italienische Renaissance!“

„Man muß sich das auch hier in München ansehen, wenn man schon selbst nicht über die Alpen kann“, äußert sich ein vielgereister Herr.

„Ich — und mit mir übrigens viele andere — habe München immer als ein Stück nördliches Italien empfunden. Der Himmel in Italien, um euch gleich am Anfang zu enttäuschen, ist nämlich auch nicht blauer als hier. Die eigentümliche Föhnstimmung, die man hier immer wieder erlebt, gibt München etwas ausgesprochen Südliches. Was hat euch denn am besten gefallen?“

„Das können wir nicht sagen, wir haben uns auf die Italiener der Renaissance beschränkt, sonst wären wir jetzt noch unterwegs. Vater, was muß dieses Rom des Michelangelo und des Raffael einmal für eine Stadt gewesen sein! Das Florenz der Medici und Venedig, die alte Dogenstadt, einst Königin der Meere!“

„So etwas kann man an einem Tag auch gar nicht in sich aufnehmen“, beruhigt sie der Vater.

„Ihr sollt ja nur eine ganz kleine Vorstellung bekommen, sonst nichts. Wenn wir von Mittenwald zurückkommen, läßt sich vielleicht noch einmal ein Tag München einlegen.“

„Ach ja, Vater, das wäre schön. Heute nachmittag wollen wir, wenn du erlaubst, noch in das Völkerkundemuseum in der Maximilianstraße gehen. Der Bruder meines Freundes ist dort Assistent und hat am Nachmittag für uns Zeit.“ — „Sehr gut, Peter, wenn ich euch nicht störe, schließe ich mich an.“

Im Museum herrscht eine geradezu feierliche Stille. Die jungen Gäste blättern in einem kostbaren Buch über indische Miniaturen, der Assistent des Museums gibt zu den Kunstblättern kurze Erklärungen. „Indien?“ sagt Peter. „Ich muß Ihnen gestehen, den entscheidendsten Eindruck bekam ich von diesem Land, als ich den Roman von Louis Bromfield „Der große Regen“ las. Die Abhängigkeit Indiens von den Monsunen und dem Regenfall hat mich stark beeindruckt. Aber es handelt sich da doch nur um einen kleinen Ausschnitt, und Indien ist ja, wie ich jetzt merke, unvorstellbar groß.“ „Es ist ein Erdteil für sich, könnte man ohne Übertreibung sagen, und hat vierhundert Millionen Menschen. Es ist wirklich das Land der ‚tausend Gesichter‘. Bedenken Sie, daß auch Siam und das heutige Indonesien kulturell und landschaftlich dazugehören. Sie kennen doch sicher auch den wunderbaren Kulturfilm „Die Insel der Dämonen“? Nun, das Zauberland Bali, dieses Paradies der Schönheit, liegt in dem früheren



Reisfeldbewässerung

Niederländisch-Indien, weit von der eigentlichen vorderindischen Halbinsel entfernt und zeigt trotzdem in den Tempeltänzen der kleinen Mädchen reine indische Kultur. Es geht Ihnen wie jedem, der sich dem Begriff ‚Indien‘ nähern will. Er steht ratlos vor einer Überfülle.“ „Wir haben viel von Indien gehört, die Loslösung von England, die Teilung in das eigentliche Indien — Hindostan — und das mohammedanische Pakistan, die wirtschaftliche Verselbständigung — genug Probleme, scheint uns.“ — „Sie haben recht“, fährt der Assistent fort. „Indien ist durch eine seiner größten Umwandlungen gegangen. Die Millionen Hinduflüchtlinge, die aus Pakistan nach Hindostan umsiedelten, bildeten eine ähnliche Völkerwanderung, brachten ein Übermaß an Leid und Tod für die Betroffenen, wie die Austreibungen aus unserem Osten. Hier wie dort sahen andere Völker gelassen zu.“

„Ist eigentlich“, fragt Peter wißbegierig weiter, „nach Ihrer Meinung der englische Einfluß schon sehr ausgeschaltet?“ — „Ganz und gar nicht, man darf sich da nichts vormachen. In einem Land mit so vielen Sprachen und Dialekten muß ja die englische Sprache vorerst noch Amts- und Handelssprache bleiben. Der neue Handelsvertrag hält England dazu an, jährlich eine riesige Menge Tee von Indien zu kaufen, und Indien gibt dafür seine Aufträge an Maschinen und Chemikalien in erster Linie nach England. Sie

hat es nicht leicht, die große Mutter Indien. Eine Industrialisierung ist nicht möglich, solange die Menschenkraft so unverhältnismäßig billiger ist als die Maschine. Von Landesprodukten kann Indien auch noch nicht viel ausführen, sein Bedarf ist so groß, daß es für die eigenen Landeskinder neu anpflanzen muß. Der Großteil der Bevölkerung lebt in geradezu grauenhafter Armut. Wir lesen immer von den unter Brillanten erstickenden Maharadschas, vergessen aber, daß die meisten Inder kein Dach, keine Lagerstätte haben, daß sie sogar auf den Bürgersteigen in den Großstädten nächtigen und bei schlechten Ernten fatalistisch und klaglos verhungern. Indien steht vor riesigen Aufgaben, wenn es das Elend seiner Landeskinder bessern will.“

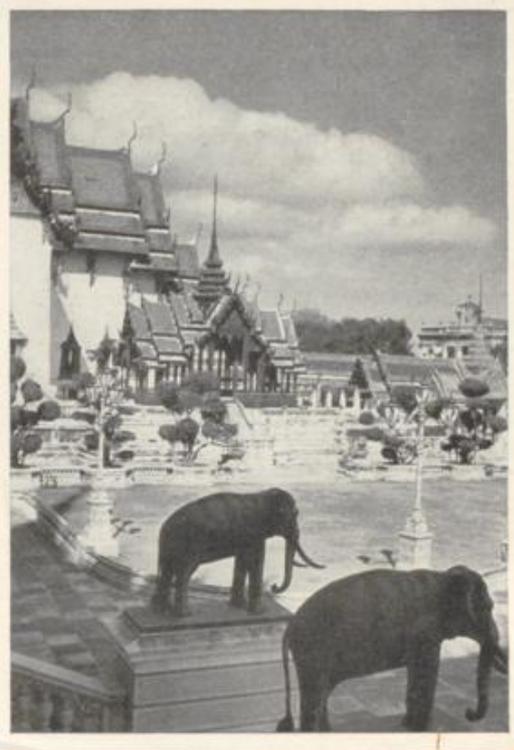
„Wir haben“, ergreift der Vater das Wort, „davon gehört, daß das unselige Kastenwesen gebrochen sein soll?“

„Ja, wenigstens in der Verfassung, auf dem Papier. Indien hat Religionsfreiheit bekommen. Jeder Inder kann sich wieder als Mensch fühlen. Sie ahnen nicht, in welcher Weise die reine Gestalt des Mahatma Gandhi dieser Entwicklung geholfen hat. Die Inder, Hindus und Mohammedaner, vergleichen ihn mit Christus. Die christlichen Missionen sehen, wie in Südafrika, in Indien ein neues Feld, auf dem der leise Geist des Gandhi ihnen wie auf Taubenfüßen voranging. Es ist so schön, wenn etwas ohne Morden geht.“

Der Assistent spricht weiter. „Man will ja auch dem Unfug der Frühehe steuern, die so viele Mädchen zum Tod verurteilt und so viele lebensunfähige Kinder schuf. Und wenn ich Ihnen von den hygienischen Verhältnissen erzählen könnte... Na, lassen wir das. Hoffen wir, daß das große Land Kraftreserven aktiviert, um sich selbst zu helfen. Hier habe ich einige eindrucksvolle Aufnahmen von Bombay und Kalkutta. Diese Städte wurden durch England und den durch England geförderten Handel groß. Sie sehen die eleganten Wohnungen des Vizekönigs und der englischen Kolonie. Die Engländer, deren Heldentum am Kyberpaß Rudyard Kipling so schön besungen hat, haben schon einiges geleistet, das muß man ihnen lassen. Nur nichts spezifisch Indisches, das liegt überhaupt nicht im Wesen ihrer Kolonialpolitik.“

Der Vater fragt, während sie durch die Säle gehen: „Wir lasen vor Jahren von wunderbaren Tempelfunden in Bangkok.“

„Ja, Bangkok in Siam, die Stadt der siebenhundert Tempel. Die indische Kunst hat für uns etwas Bizarres und Unheimliches, die Riesenköpfe der Götter an den Tempeln, die Bilder von Tier- und Menschenopfern, man glaubt doch manchmal, die blutgierige Göttin Kali herrsche in den Seelen der stillen kleinen braunen Menschen weiter. Neben der Verehrung, die den heiligen Kühen, den heiligen Elefanten dargebracht



Bangkok

wird. Da Sie vorhin in einem Buch über indische Miniaturen blätterten... die Herrschaft der Moslems, die dann die Engländer ablösten, hat die indische Kunst ungemein befruchtet. Haltet euch“, wendet er sich an die beiden jungen Besucher, „an die Kunstdenkmäler, die unvergänglich herrlich sind. Sie sind doch die gültigste Aussage über Indiens Seele und auch das, was uns Europäer immer wieder am stärksten ergreift.“

Jetzt kommen wir in den chinesischen Saal und ich kann Ihnen gleich verraten, daß es uns nicht besser gehen wird als in Indien. Ich finde schon die chinesische Landschaft ungemein faszinierend, die Lößebenen, die Felskegel inmitten der raffinierten Berieselungsanlagen für die Reisfelder... Sehen Sie, bitte, hier. Ein ganzes Panorama von der chinesischen Mauer. Die roten Armeen wollen sie ja abtragen, aber ich glaube, dazu werden sie eine Weile brauchen.

Die chinesischen Spielereien, hinter denen sich Europa über den gelben Mann mit dem Zopf amüsierte, geben Ihnen keinerlei Vorstellung von diesem Land.“

„Man wird“, wirft der Vater ein, „über diese östlichen Länder im Augenblick auch nicht viel sagen können, durch die ewigen Unruhen ist alles zu sehr im Fluß.“



Jehol

„Was bleibt, sind die uralten, so unvorstellbar künstlerischen und architektonisch meisterhaften Baudenkmäler dieser alten ausgereiften Kultur, die uns trotz allen Studiums stets fremd bleiben wird. Wie lange aber noch — und auch diese werden unter dem ewig wandernden Lößstaub der chinesischen Ebene begraben sein. Und auf der anderen Seite die fast ebenso unvorstellbare Armut und Primitivität der Kulis und der Fischer, die mit ihren Dschunken und Hausbooten jedem chinesischen Hafen das Gesicht geben.“

Die jungen Leute nicken. Sie können sich nicht losreißen von den Vasen und Waffen. „Vergessen Sie, wenn Sie an China denken, nicht seine Landschaftsmalerei und seine Sprüche der Weisheit. Ewig, unvergleichlich, jeden Tag neu. Und seine uralte, hochentwickelte Kultur.“

„Ich fürchte, da werden wir über Japan auch noch nichts Gütiges zu hören bekommen?“ —

„Etwas mehr doch, denn das Land hat ja Frieden. Sehen Sie hier, diese schönen Samuralschwerter. Sie kennen doch die Samurai, den Adel des Volkes, mit seinem feudalen Theater, feudalen Klöstern und Lebensriten? Das war für uns früher Japan. Und die Geishas, jene hochkultivierten Frauen, die Gefährtinnen der geistreichen Japaner, denen manche Kai-

ser Denkmäler setzen ließen, gehörten dazu wie der Fuji, den Sie weißleuchtend auf jedem Bild sehen. Bitte, gleich hier ein alter bemalter Wandvorhang. Immer ist im Hintergrund der zauberhafte Vulkan. Über Japans Seele könnte ich Ihnen viel erzählen, denn sie ist wechselnd und schwer zu fassen. Kennen Sie das große epische Werk ‚Die geflügelte Erde‘ von Max Dauthenday?“ Die Kinder verneinen. „Ja, er wird jetzt nicht mehr so viel gelesen, aber wenn Sie sich für die alten Kulturen unserer Erde interessieren, dann sollten Sie sich das Werk einmal ausleihen. Über Japan hat er wunderbar geschrieben. Vor allem in seinem Buch

‚Die acht Gesichter am Biwasee‘. Er liebte es, weil es ihn landschaftlich merkwürdigerweise so sehr an seine Heimat, an Würzburg, erinnerte. Aber ich denke“, wendet er sich an den Vater, „die Jugend will lieber etwas vom heutigen Japan hören, habe ich nicht recht? Hier ist eine Großaufnahme von Tokio.“

Trotz der Erdbeben — das letzte große war in den zwanziger Jahren — ist Tokio eine moderne Stadt. Der Japaner hat sich unheimlich rasch demokratisiert. Ich glaube, manchmal wird sogar den Amerikanern vor dieser Fixigkeit bange. Sie kennen doch alle die rührenden Geschichten, wie einfach jetzt der Tenno lebe, daß die Prinzessin-



Tokio

nen Beamte heiraten, die Söhne Stellungen einnehmen? Bewahren Sie sich da, bitte, einiges Mißtrauen. So schnell kann das alte Japan im Herzen des Volkes nicht sterben, und das soll es auch gar nicht. Das Land hat es nicht leicht, seine Seide wird nicht mehr verlangt, die Märkte sperren sich noch, die Armut ist auch in diesem Inselreich groß. Rätselhafte Selbstmordepidemien zeigen uns immer wieder, daß in der Seele der asiatischen Völker Tiefen sind, die wir nicht ermessen. So wie sie auch uns nicht ganz verstehen können. Aber nun nehmen Sie sich, bitte, Zeit und sehen Sie sich die wertvollen Kimonos der Frauen, die Waffen, die Kultgeräte einmal in Ruhe an. Wir reden zu viel und sollten lieber schauen." Nach einer langen schweigend und betrachtend verbrachten Zeit verabschieden sich die Besucher, begeben sich zum Zug, um ihre Reise fortzusetzen.



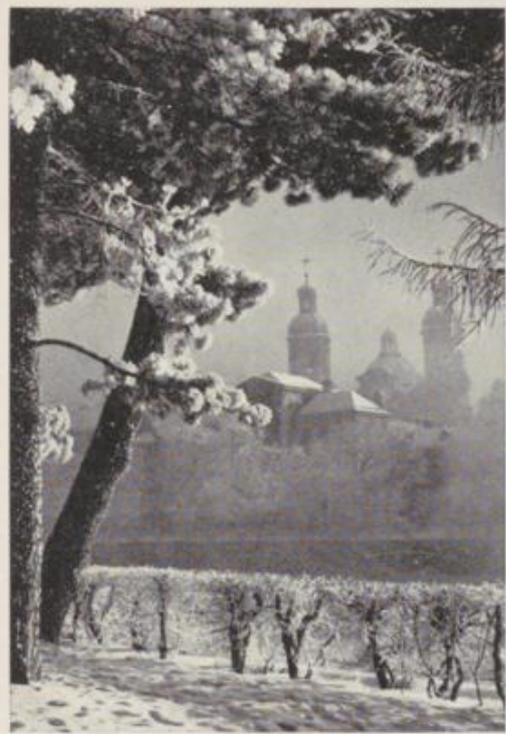
Schönbrunn

Endlich sind unsere Drei in Mittenwald. Tief atmend gehen sie durch die „Haupt“straße und blicken bewundernd auf die buntbemalten kleinen barocken Bauernhäuser, die von keiner geringeren Kultur zeugen als die alten Häuser fremder Völker. „Wir wollen rasch einige Postkarten nach Bremen schicken“, schlägt der Vater vor, „damit man dort weiß, daß wir trotz unserer Reisen über die Rocky Mountains und durch Feuerland gut angekommen sind. Hier ist ein kleiner Laden, eine Landkarte müssen wir für unsere Ausflüge ins Wendelsteingebirge natürlich auch haben.“

Die Besitzerin des Ladens ist jener braunäugige freundliche Frauentyp, den man in den bayerischen und österreichischen Alpen überall trifft. Sie breitet ein Album mit Postkarten vor den Besuchern aus und Peter entdeckt zwischen den Gebirgsaufnahmen Ansichten von Wien und Innsbruck.

„Ich war als junges Ding in Wien“, erklärt die Frau, „zur Lehre bei meiner Tante. Vergessen kann ich die Jahre nicht.“

Wissen Sie, ich glaube, Wien ist doch die schönste Stadt.“ Der Vater und die Kinder sehen sich erheitert an. Wie oft haben sie das gehört, „die schönste Stadt!“ „Aber Wien ist das wirklich“, ereifert sich die Ladnerin, „nur wie es heute ist — ich mag gar nicht daran denken. Im Prater nur noch das Riesenrad, nur Fremde und die vielen dummen Witze.“ „Verlieren Sie nicht den Mut“, begütigt der Vater, „Wien war immer ein Bollwerk gegen den Osten und ist es auch jetzt. Und schön wird es wieder werden, dafür sorgen seine Kunst, seine Frauen und sein lebensvolles Volkstemperament. In Innsbruck scheinen Sie auch gewesen zu sein?“



Innsbruck

„Ja, mein Mann ist von dort und man konnte ja vor ein paar Jahren mühelos hinüber. Eigentlich schad“, und ihre herzlichen Blicke hängen bedauernd an den jungen Leuten, „daß Sie die Eisenbahnstrecke nach Innsbruck nicht weiter fahren können. Ich bin so oft dorthin gereist, und ich kam nie vom Fenster weg. Innsbruck ist eine Fremdenstadt, hoffentlich kann man bald wieder hin. Sehen Sie, da ist die Maria-Theresia-Straße mit der Annasäule. Die finden Sie auf jeder Postkarte. Aber so viel Schnee wie auf den Postkarten haben wir doch noch nicht. Das ist Aufschneiderei.“ Alles lacht.

„Sie müßten da auch das Haus zum Goldenen Dachl sehen, wo der Kaiser Maximilian als Ausguck den Erker wie eine kleine Fürstenloge dran kleben ließ, goldgedeckt, mit den lustigen Reliefs vom Erasmus Grasser. Und dann die Hofkirche. Wissen Sie, da liegt die schöne Philippine Wel-

ser drin, die Frau von irgendeinem Ferdinand und da finden Sie auch den Grabstein vom Andreas Hofer. Der Iselberg ist ja über Innsbruck.“

„Der Iselberg?“ ruft Erika, „oh, ich weiß:

„Der Tod, den er so manches Mal vom Iselberg geschickt ins Tal.“

Wir haben es oft in der Schule gesungen.“

„Unser Innsbruck“, seufzt die Frau. „Vielleicht kann man doch bald rüber, auf der Karte da finden Sie alles.“

„Was machen wir jetzt?“ fragen die Kinder sich, als sie wieder auf der Straße stehen.

„Ich will euch einen ganz waghalsigen, ungewöhnlichen und aufregenden Vorschlag machen“, lächelt der Vater. „Wir gehen da rüber auf die nette kleine Wiese, legen uns ins Gras und fangen an, uns zu erholen.“